Anhang

zu

Friedrich Schillers

Musen-Almanach

für

das Jahr 1797.

von

Friedrich Nicolai.

Duplex libelli dos est: quod risum mouet,
Et quod prudenti vitam consilio monet.

Berlin und Stettin.

[1797]

P. o. germ. 1011 m

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

B. m. s.
49

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Ich habe den Schillerischen Musenalmanach für das Jahr 1797 gelesen, auch alle die beifsigen Stanzen, Epigrammen, Distichen, Xenien, und wie sie weiter heissen, besiegelt mit dem furchtbaren *G. S.*, und ohne Siegel; besonders habe ich gelesen was mich darin angehen soll. Wenn man am Abende des Lebens froh spatzieret, so ist freylich der Mond und der hellgestirnte Himmel nebst der schönen Landschaft eigentlich das Augenmerk; wenn es aber am Boden irgendwo schimmert, wird man auch wohl beyläufig aufmerksam, sieht wohl nach, ob's Johanniswürmchen oder faules Holz sey. Fangen die Dingerchen an herumzuhüpfen, so merkt man denn freylich gleich, dafs es Irrlichter

sind und weifs vorher, dafs diese aus schmutzigen Sümpfen entstehen.

Der pöbelhafte Ton in diesem Musenalmanache erregte in Deutschland allgemeinen Widerwillen; mir scheint jener sogar auch unbillig, denn man sollte jedem das Seine lassen. Wenn die Musen wie Fischweiber schimpfen, was bleibt dann den Fischweibern? Schiller und Göthe, reiche Leute, haben eine grosse Heerde; die Bettler Klotz und Haschka haben nichts als ein paar armselige räudige Schafe: und auch diese nehmen die habsüchtigen reichen Leute und lassen ihre schöne Heerde damit anstecken!

Einige Männer, die nicht zu verachten sind, unwillig über die Art wie mir in diesem Almanache begegnet wird, glaubten, ich müfste nothwendig öffentlich darüber etwas sagen; denn die Art des Angriffs sey allzu-

wild: es möchte sonst, wenn ich schwiege, aussehen als fürchtete ich mich vor diesen gewaltigen Epigrammen und mehrern, womit von so gewaltigen Leuten auf die Zukunft gedrohet wird. Hm! Mich zu fürchten ist eben nicht meine Art, da ich auf rechtem Wege bin, und wenn ich sonst zu schweigen für gut finde, kümmerts mich sehr wenig, ob Andere glauben oder nicht, es geschehe aus Furcht oder nicht. Ich gehe ruhig durch den Wald des gelehrten Wesens, wo ich Wege und Abwege gut genug kenne, um diese zu vermeiden und auf jenen zu bleiben; und es macht mich gar nicht irre, wenn etwa liederliche Stndenten über mich den wilden Jäger spielen, und meinen, ich solle glauben der Teufel und sein höllisches Heer führe in den Lüften über mich weg, da ich doch recht gut weifs dafs sie versteckt in hohle Fässer heulen. Ich denke: es ist junges Volk, lafs

sie ihr Spiel treiben, sie werden wohl mit der Zeit verständig werden! Freylich, wenn ich erfahre, dafs *Männer* solch Affenspiel treiben, so denke ich, sie sollten billig schon verständig seyn, und es thut mir leid um sie, dafs sie es noch nicht sind. Immer aber, in sofern solch Geheul mich angehen soll, kann's mich wenig hindern.

Indefs mag es wohl, wenn auch nicht nothwendig, doch gut seyn, über diesen Almanach und über die zänkischen Musen welche darin ihren Unfug treiben, freymüthig etwas zu sagen. Meinetwegen am wenigsten. Aber der deutschen Litteratur wegen wird es seinen Nutzen haben, dieses und jenes über *diesen und jenen* zur Sprache zu bringen.

Ich will mit dem Geringsten anfangen, mit dem was mich betrift. Ich ersehe aus einer Menge wider mich gerichteter Epigrammen, hier *Xenien* genannt, dafs Herr Schiller

und mit ihm Herr v. Göthe versichern: ich hätte *weder Verstand noch Vernunft, sey dumm a priori, könne nichts leiden was grofs ist, alles was ich geschrieben sey abgeschmackt, u. s. w.;* kurzum, ich sey ein so armseliger als verächtlicher Mensch: denn auch auf mich als Mensch, auf mein häusliches Leben, auf mein Geschäft im bürgerlichen Leben fallen sie her; sogar mein Namen wird verstümmelt, aus Mangel bessern Witzes. — Das thaten Schiller oder Göthe? — fragt der Leser erstaunt. — Ja! — Es thut mir leid, dafs sie es thaten; nicht meinetwegen thut es mir leid.

Ich hätte freylich nicht gedacht, dafs ich als Schriftsteller so armselig und als Mensch so verächtlich wäre. Eine Menge treflicher Männer und grofser deutscher Gelehrten, mit welchen ich seit vierzig Jahren in Verbindung und in enger Freundschaft lebte, hatten

mir eingebildet, ich hätte wirklich zum Fortgange der Wissenschaften, zur Ausbreitung der Aufklärung und zur Entwickelung mancher nützlichen Kenntnisse in Deutschland etwas beygetragen, und daher für unser deutsches Vaterland nicht umsonst gelebt. So glaubte ich dann, was ich wäre wäre ich recht, und ich könnte unter denen mit fortgehen die man nennt. Aber ich kann mich vielleicht doch irren. Der Musenalmanach mag es besser wissen, mir mag von grofsen Gelehrten Deutschlands und vom Publikum Jahre lang seyn geschmeichelt worden. Wäre dem so, so wäre ich trotz aller Schmeicheleyen doch nichts werth. Herr Göthe und Herr Schiller könnten in solchem Falle an mir ein Beyspiel nehmen und gegen Schmeichler mifstrauisch werden, die sich, so viel man vernimmt, ziemlich zu ihnen drängen.

Eins ist noch was mich tröstet. Ich habe immer gesucht, *mir nicht selbst zu schmeicheln*, sondern wenn ich tolerant gegen andre war, gegen mich selbst streng, wenn ich streng gegen andre seyn mufste, gegen mich strenger zu seyn. Aus dieser Selbstkenntnifs und Selbstprüfung entsteht eine gewisse Ueberzeugung des eigenen Werths ohne Ruhmredigkeit, welche gegen Schmeicheleyen, so wie gegen unbillige Beschuldigungen gleichmüthig macht. Sollten Herr Göthe und Herr Schiller vielleicht zu der Selbstprüfung, woraus dieser Gleichmuth entspringt, noch nicht gelanget seyn, wie man aus einigen harten Ausbrüchen ihrer Leidenschaften beynahe schliessen möchte; so wage ich es, sie ihnen als sehr heilsam zu empfehlen. Ich will selbst suchen durch diese Schrift etwas dazu beyzutragen; man mufs immer seinem Nächsten gern dienen.

Hätte ich schlechte Schriften geschrieben, desto schlimmer für mich; aber wenigstens anderer Leute schlechte Schriften würden dadurch nicht besser. Wäre ich *a priori* dumm, so wäre es schlimm für mich; indefs, wenn sich *a posteriori* fände, dafs sich z. B. in der schönen Melusine oder im politischen Journale, in Hofstäters Magazine der Kunst oder in Hofmanns wichtigen Erinnerungen, in den Horen oder in Swedenborgs Schriften, manches dumme Zeug fände, so würde es doch dadurch nicht klug, dafs ich dumm wäre.

Man sollte, wenn man alle Umstände zusammennimmt, beynahe glauben, ich hätte mir die Küchenpräsente der Dummheit und Schlechtheit, welche mir in dem Almanache so reichlich dargeboten werden, nur durch eine Freymüthigkeit zugezogen, welche Herr Schiller für sehr ungebührlich hält, und die es nicht ist.

Ich gab nämlich im XI. Bande meiner Reisebeschreibung zu verstehen: das Journal, die *Horen*, sey mit ungebührlicher Selbstgenügsamkeit herausgestrichen worden. Ich behauptete, da es Hrn. Schillers Anzeige zufolge, für den *Gemeinsinn* (sonst auf deutsch *gesunder Menschenverstand* genannt) und für *das schöne Publikum* geschrieben seyn sollte, so wären Aufsätze voll scholastischer Spitzfindigkeiten in dunkle Schreibart verhüllt, für ein solches Journal ganz unzweckmäfsig; und ich hatte die Kühnheit dies mit Gründen und einleuchtenden Beyspielen zu beweisen. Ich sprach bey dieser Gelegenheit von den vielen philosophischen Queerköpfen, welche mit einer Menge tiefsinnigseynsollender Schriften voll transcendentaler Hirngespinnste die deutsche Litteratur verderben. Ich sagte überhaupt etwas über den Mifsbrauch der kritischen Philosophie *) durch ihre seelenlose

*) R. B. XI. Bd. S. 200. ff.

Anwendung auf Gegenstände des gemeinen Lebens und der Erfahrung, und machte auf die vielen Unschicklichkeiten aufmerksam welche daraus entstehen, worunter auch die gehört, dafs Hr. Schiller die trockensten Terminologieen der Kantschen Philosophie sogar in Gedichten braucht; und ich liefs merken, ein solcher *kantischer Poet* nöthige nicht weniger ein Lächeln ab, als ehemals *Utzens dichtender Wolfischer Magister* *).

*) R. B. XI. Bd. S. 236. So singen abermal im Musenalmanache für 1797. S. 192. die beiden mächtigen *G.* und *S.* ihrer *Einen* Schönen — die sie also vermuthlich gemeinschaftlich haben — recht herzbrechend philosophisch vor:

Immer war mir das Feld und der Wald und der Raum und die Gärten
Nur ein *Raum*, und du machst sie Geliebte zum *Ort*.
Raum und Zeit, ich empfind' es, sind blofse *Formen des Denkens*,
Da das Eckchen mit dir, Liebchen, *unendlich* mir scheint.

Nun sind diese Mifsbräuche da, das ist unstreitig. Das Journal die *Horen* ist so beschaffen, wie ich es beschrieb. Es müfsten also wohl die Ungereimtheiten dieses Journals, und besonders der *Briefe über die ästhetische Erziehung* gewaltig handgreiflich seyn,

> Sind das nicht dichterische Philosophen!
> Sie singen so gelehrt-verliebt wie der Wolfische Magister:
>
> Er sang: O Schmuck der *besten Welt*!
> Du *Vorwurf* meiner Liebe!
> Dein Aug' ists das den *Grund* enthält
> Vom *Daseyn* solcher Triebe.
> Die *Monas* die in mir gedenkt,
> Vermag in deinen Reiz versenkt
> Die *blinden Sinnlichkeiten*,
> Nicht ferner *zu bestreiten!*

Es steht diesen Herren recht artig an, über philosophisch-artistische Pedanterey zu spotten und (S. 232.) zu sagen:

Raum und Zeit hat man wirklich *gemalt*;
es steht zu erwarten,
Dafs man mit ähnlichem Glück nächstens
die *Tugend uns tanzt.*

wenn sie sogar ein ganz dummer Verstand eingesehen hätte. Hr. Schiller wird mir vielleicht im nächsten Musenalmanache lieber wieder etwas Verstand zugestehen müssen, damit man von seinem eigenen Verstande nicht allzuverächtlich urtheilen möge, der so grofse Ungereimtheiten nicht vorher erkannte. Es könnte ohnedieſs schon von seinem Verstande und seinem Herzen zugleich eine widrige Meinung erregen, wenn etwa bekannt wäre, oder bekannt würde, ich sey sonst weder als Schriftsteller noch als Mensch verächtlich gewesen und sey es noch nicht, und er käme nun in den Verdacht, er habe mich blofs, um sich wegen der Beschuldignng schlechter Prose und steifer Gedichte zu rächen, durch einen Machtspruch für dumm und verächtlich ausschreyen wollen; es sey in ihm etwas von der Geistesstärke *Karl Moor's*, der, in seinem bittern Unmuthe über wahres oder

eingebildetes Unrecht, sich hinter die Landstrafse lagerte.

Oder war etwa die Absicht dumm weſswegen ich mich über diese Mifsbräuche so laut erklärte? Würde sie ein verächtlicher Mensch gehabt haben, oder konnte durch sie jemand der sonst nicht verächtlich war, verächtlich werden?

Wie deutlich erhellet, wagte ich es blofs deshalb mit bisher ungewöhnlicher Freymüthigkeit gegen diese Mifsbräuche zu sprechen, weil dadurch unsere Litteratur, die eben anfängt in vielem Betrachte bessern Fortgang zu gewinnen, wieder rückwärts gehen und dem gebildeten Publikum verächtlich werden mufs *). Ferner — ich habe es gerade herausgesagt **) — rügte ich besonders deswegen die Mifsbräuche der spekulativen kriti-

*) R. B. XI. Bd. S. 276. 299.
**) R. B. XI. Bd. S. 277. 282—287. ff.

schen Philosophie, weil dadurch unsere studie-
rende Jugend Gefahr läuft, ganz im Grunde
verderbt zu werden. Ein grofser Theil der-
selben lernt jetzt leider! nichts, als mit einer
trocknen unfruchtbaren ihr oft nicht einmal
verständlichen Deduktion scholastischer Gril-
len grofs zu thun. Ein grofser Theil dieser
Jugend, worauf doch einmal die Hoffnung
des Staats gegründet ist, unterläfst schlech-
terdings das zu lernen was einem wahren
Gelehrten und verständigen Bürger und Ge-
schäftsmanne nöthig ist, verachtet vielmehr
alle gründliche Gelehrsamkeit, verachtet alle
Ausbildung der gesunden Vernunft, verachtet
alle Erfahrung ehe sie weifs was Erfahrung
ist, und hat zuweilen am Ende ihrer Univer-
sitätsjahre von dem nichts gelernt, was zu dem
Zwecke gehört, warum sie auf die Univer-
sität geschickt wurde, nämlich sich zu ver-
nünftigen Menschen, nützlichen Bürgern und

gründ-

gründlichen Gelehrten bilden. Es entstehet durch diesen Mifsbrauch der kritischen Philosophie eine ganze Schaar junger philosophischer Queerköpfe, welche ihren gesunden Menschenverstand durch philosophische Hirngespinste verkrüppeln lassen, und für die wirkliche Welt unbrauchbar werden. Eine Menge sinnlos-formaler Schriften zeigt diese traurige Wahrheit so deutlich, dafs niemand daran zweifeln kann, als wer über seiner eignen *Ideen-Einheit* brütet, und meint damit das *ganze Reich der Erscheinungen* unter sich zu fassen, das er nicht kennt.

Sollte aber sonst jemand noch zweifeln, dafs die kritische Subtilitätenkrämerey zum Nachtheile des Staats und des gesunden Menschenverstandes wirklich auf diese Art arg gemifsbraucht werde, so berufe ich mich (Hrn. *Fichte*, und die ihm gleichen, ausgenommen) auf so viele würdige Professoren aus allen

Fakultäten, besonders in Jena, auf welcher Universität dieser Unfug am ärgsten mag getrieben werden: ob nicht einer Menge junger Leute damit der Kopf verwirrt wird? Ob nicht die jungen Leute, wenn sie noch gar nichts wissen, anstatt was nöthig ist zu lernen, schon den Dünkel haben, sie könnten aus ihren eigenen hohlen Köpfen und aus den Heften ihres formalen Professors alle Weisheit ziehen? Ob sie nicht täglich geneigter werden, alle Wissenschaften die wirklich in der Welt brauchbar sind, unter dem Namen des Empirischen zu verachten? Ob es nicht Ton unter ihnen sey, auf die vernünftigen Studenten welche andere Wissenschaften gründlich studiren, mit Spotte und Achselzucken von oben herab zu sehen?

So wage ich auch von der andern Seite, die Hausväter und Geschäftsleute in allen Städten Deutschlands zu fragen: Ob ihnen

solche junge seynwollende formale Philosophen bey der Zurückkehr von der Universität vorkamen, und wie sie dieselben beschaffen fanden? Ob nicht die besten von denselben, welche etwa von der Schule gute Kenntnisse mitgebracht und ihren gesunden Menschenverstand etwa noch nicht ganz in den Brunnen formaler Weisheit versenkt hatten, dennoch ungeschickt zu allem geworden waren was sie eigentlich hätten werden sollen? Ob sich dergleichen junge kritische Philosophen in irgend etwas in dieser empirischen Welt recht schicken konnten, und oft nur wollten? Ob sie sich nicht, auch beym besten Willen, bey den gewöhnlichsten Dingen links und verkehrt anstellten, und nicht eher anfingen wieder Menschen zu werden, als bis sie ihre trostlose formale Weisheit nach und nach ablegten? Ob ihnen nicht mehrmal dergleichen junge Philosophen vor-

gekommen sind, eingeweiht in alle Spitzfindigkeiten der kritisch seynsollenden Schule, aber aufs gröbste unwissend in den nöthigsten Kenntnissen, und doch aufgeblasen vom Dünkel ihrer formalen Unweisheit, wovon sie beständig die gewohnten Terminologieen und Weidsprüche im Munde führten? Ob ihnen nicht viele solche hochweise Jünglinge vorgekommen sind, welche sehr kritisch deducirend wie es in der Welt seyn *sollte*, überall mit ihrer *Ideen-Einheit* die *Welt umkehren*, und rechthaberisch alles besser wissen wollten als verständige erfahrne Leute? Besonders aber: Ob nicht unter diesen unnützen Transcendental-Philosophen diejenigen die ärgsten waren, welche mit ihrer formalen Weisheit die, solche junge Müssiggänger so oft wie ein Fieber antretende, Versemacherey amalgamirten, und von den Himmelan strebenden Flügen ihres Genies

in einem scholastischen Deducententone sprachen, der aus Fichtens Bestimmung der Gelehrten und aus den Briefen über die ästhetische Erziehung zusammengemischt war?

Und wenn nun diese Mifsbräuche vorhanden sind; sollte es weder Verstand noch Vernunft verrathen haben, Herrn Schiller zu erinnern, dafs er seinen Zweck, die deutsche Litteratur und die Resultate der Wissenschaften unter die gebildeten Stände zu bringen — von ihm das *schöne Publikum* genannt — verfehlen müsse, durch Aufsätze voll Spitzfindigkeiten und scholastischer Terminologie, welche das *schöne Publikum* unmöglich verstehen, geschweige lieben könne, zumal wenn er schwerfällig, geziert und dunkel schriebe *)? Sollte es Dummheit oder lächerliche Gesinnungen verrathen haben ihn zu erinnern, dafs besonders uner-

*) R. B. XI. Bd. S. 275. 280. 303.

fahrne Jünglinge durch die *Briefe über die ästhetische Erziehung* leicht könnten irre geführt werden, wenn sie glaubten die Grundsätze dieser vermeinten Erziehung auf sich anwenden zu müssen? War es abgeschmackt zu bemerken, der Dünkel junger Leute könne leicht genährt und sie für daş wirkliche Leben unbrauchbar gemacht werden, wenn ein Professor und ein Mann von entschiedenen Talenten *) in einem allgemein gelesenen Journale ihnen vorsage: »daſs ihr *Formtrieb* »Gesetze giebt? — daſs, wo *ihr Formtrieb* »*die Herrschaft führt*, und wo das *reine* »*Objekt* in ihnen handelt, da erhöben sie »sich zu einer *Ideen-Einheit* die das ganze »*Reich* der *Erscheinungen* unter sich faſst?« Ich stellte mir damals vor, Herr Schiller werde glauben, er habe als Professor besondere Pflichten gegen die Jugend die ihn

*) R. B. XI. Bd. S. 277.

umgiebt, und vielleicht als Schriftsteller noch mehr, je weniger er Kollegien lieset. Daher bildete ich mir ein, er hätte, wenn er von solcher *Erziehung* schreiben wollte, sich doppelt dessen erinnern sollen, was er sonst gewifs beobachtet: *Maxima debetur puero reuerentia!* Ich merke wohl, ich habe mich hier irgendwo geirret, entweder an Herrn Schillers Einsicht oder an der meinigen; irgendwo ist ein Mifsverhältnifs, entweder habe ich in dieser Sache zu viel Delikatesse gefühlt, oder er zu wenig.

Da mir der Musenalmanach so viel abspricht, so möchte ich beynahe scheu werden, von mir selbst zu urtheilen. Sonst hätte ich gewifs geglaubt, es läge im Tone und der Wendung meines Aufsatzes über die Philosophie der formalen Herren deutlich am Tage *), dafs ich blofs gegen lächer-

*) R. B. XI. Bd. S. 182. 298

liche und schädliche Mifsbräuche der Philosophie schrieb, und keinesweges die spekulativen Wissenschaften, diesen nothwendigen integrirenden Theil der ganzen Gelehrsamkeit, auch eben so wenig den grofsen Meister der neuen Philosophie, Hrn. *Kant*, oder nur einen einzigen Philosophen der dieses Namens würdig ist, habe lächerlich oder verächtlich machen wollen.

Ich hätte ferner geglaubt, es läge auch am Tage, dafs ich in der spekulativen Philosophie nicht ganz unerfahren sey. Wenigstens war ich mir bewufst, dafs ich sie immer geschätzt und mich lange damit beschäftigt hatte; daher schien es mir, ich hätte sie von mehr Seiten betrachtet als manche, von denen ich deutlich sah, dafs sie nur eine einseitige Terminologie nachplapperten oder dunkle Grillen und schwankende Begriffe durch dunkle Worte noch dunkler machten: wie in den Horen geschah.

Aber wer weifs in jetzigen Zeiten wie man mit seiner Philosophie daran ist! Die neuen Philosophen klagen, dafs alle sie nicht verstehen die nicht ihrer Meinung sind, und es zeigt sich, dafs sie, welche doch das *einzig wahre System* in der *einzig möglichen Darstellung*, durch die *einzig möglichen Beweise*, ja sogar in dem *durch sich selbst gesetzten letzten Grunde aller Philosophie* fanden, sich unter einander selbst nicht, ja sogar, wie gewifs versichert wird, ihren Meister nicht verstehen. Und sie müfsten doch alle nothwendig einerley Meinung seyn; denn ihre Philosophie hält sich ja für so *fest gegründet*, auf einem *einzigen letzten* Grunde; dafs ihr hauptsächliches Argument wider den gemeinen gesunden Menschenverstand ist, dafs er, obgleich richtig erkennend, doch wie eine *unbewahrte Unschuld* schwanke, so lange er ihres Grundes ermangele; und ihre

Gründung hält diese Philosophie für so *sicher*, dafs sie nächstens alle Staaten und Regierungen unnöthig zu machen und sich an die Stelle zu setzen gedenkt. Wir leben nun offenbar in einer Revolution die ins Innerste geht, und grofse Folgen haben mufs; so, dafs vielleicht noch der helle gemeine Menschenverstand für gegründet und diese unverstehbare Philosophie für schwankend, dafs entweder alle Staatsverfassungen oder die Philosophie, wodurch sie unnöthig werden sollen, für unnöthig erklärt werden wird. Bis dahin leben wir in ängstlicher Ungewifsheit. Haben nicht die philosophischen Philosophen sogar Hrn. Schiller abgesprochen, dafs seine Philosophie in den Horen Philosophie sey; wie darf ich denn die Augen aufschlagen, dem ein poetischer Philosoph die Philosophie abspricht? Es bleibt uns beiden freylich noch etwas übrig, dafs wir nämlich

was wir sagten nochmals recht genau überlegen und es von verschiedenen Seiten betrachten, ob es etwa von irgend einer Seite als ein blofses in sich selbst nicht zusammenhangendes Hirngespinst erschiene. Wenn dénn wir beide oder einer von uns, nach solcher wiederhohlten Prüfung, unparteyisch fände, er habe recht gewufst was er sich gedacht habe, und er hätte etwas Gescheutes gedacht und es so bestimmt gesagt, dafs es ein gescheuter Mann verstehen kann; so könnte er immer die andern absprechen lassen.

Wenn man mir aber alles abspricht, lasse ich mir eins nicht absprechen: dafs ich Hrn. Schillers grofse Talente nicht verkannt, sondern vielmehr von demselben, in meinem Aufsatze über die Horen, so wie sonst immer, mit Anstand und Achtung gesprochen, ja ihn sogar mit möglichster Schonnng behandelt habe *). Ich habe den Werth

*) R. B. XI. Bd. S. 179. 237.

seiner ächten Geisteswerke von je her zu tief empfunden, sie haben mir zu innigen Geistesgenufs gewähret, als dafs ich nicht für sein Talent die gröfste Hochachtung hegte; und damals glaubte ich noch diese Hochachtung auch auf seinen Charakter übertragen zu dürfen.

Ich sagte daher *): »Der Herausgeber der »Horen hat« — ich glaubte es zuversichtlich — »zu edle Gesinnung, um es mir übel »zu nehmen, wenn er durch mich erfährt, »was viele seiner Leser denken. Die Fähig»kéit, mit Gründen belegten Widerspruch »zu ertragen und denselben in Verhältnifs »seiner Ueberzeugung ruhig zu nützen, ist »der sicherste Beweis ächter philosophischer »Gesinnung, und pflegt mit einer gehörigen »Kenntnifs seiner selbst und anderer in ge»nauem Verhältnisse zu stehen.« Ich traute

*) R. B. XI. Bd. S. 309.

Herrn Schiller *edle Gesinnung*, *ächte philosophische Gesinnung*, *Kenntnifs seiner selbst und anderer* zu, und wer hätte ihm dieses alles nicht zutrauen sollen? Sollte ich mich in diesem Falle geirret haben; so hoffe ich, ich irrte mich nicht für alle künftige Fälle: denn man müfste ja an allem Einflusse des Talents auf Herz und Verstand verzweifeln, wenn man dieses annehmen wollte!

Ich war freylich im voraus auf unwürdige Angriffe wegen meiner Freymüthigkeit gefafst. Diese erwartete ich von schlechten Skribenten, welche gewöhnlich schlechte Waffen brauchen sich zu vertheidigen. Ich hatte die verschiedenen Arten der mir wohl bekannten Angriffe schlechter Schreiber benannt und meine Gesinnungen darüber angezeigt *). Ich sagte unter andern: »Meinen »sie mich dadurch zu erniedrigen und sich

*) R. B. XI. Bd. S. 310. 311.

»in Ansehen zu setzen, wenn sie von mir »und meinen Schriften im vornehmen Tone »verächtlich urtheilen? — Wer Jemand ver»ächtlich machen will, der nicht verächtlich »ist, macht nur sich selbst verächtlich.« Ferner: »Machen die Herren Satiren ohne »Witz: so haben sie ihren Lohn dahin!« Da meinte ich schlechte Schriftsteller*), und hätte nimmermehr gedacht, dafs es auf Schillern gelten könne. Wer hätte es sich als möglich denken sollen, Schiller würde sich durch einen vornehmen Ton in Ansehen zu

*) Ich will bey dieser Gelegenheit bekannt machen, dafs kürzlich wider mich ein Buch geschrieben ist: *Briefe über die allerneueste prophetische Guckkastenphilosophie des ewigen Juden.* Nämlich der Mann schliefst, weil ich lange und weit reise, so wäre ich der ewige Jude. Man sieht, der Mann ist witzig wie die Xenien im Schillerschen Musenalmanache, und hat denn auch seinen Lohn dahin! Aber etwas wichtiges ist S. 137 zu finden: »Fichtens Namen wird im künf-

setzen suchen, würde verächtlich machen was nicht verächtlich ist, würde Satiren ohne Witz schreiben! Ists aber so, so mufs der gemeine Menschenverstand doch wohl seine Vorzüge vor dem formalen philosophischen, wenigstens vor dem ästhetisch-philosophischen Verstande haben; denn uns andere würde unser gemeiner Verstand vermocht haben, uns nicht so niedrig, so ganz unserer unwürdig aufzuführen.

Es geschehen Zeichen der Zeit die kaum zu erklären sind. Eine neue Philosophie

»tigen Jahrhunderte, *vielleicht* gleich *mit* »*dem bald bevorstehenden Anfange desselben*, *mit Ehrfurcht* genannt werden. Dann «wird man *alles* das was man jetzt für »*Grofssprecherey* an Fichten hält, für Wahrheit erkennen.« Ich habe ja schon in meiner Reisebeschreibung über Sachen dieser Art aufs Jahr 1840 kompromittirt, will aber, dem Verfasser zu Gefallen, auch gern aufs Jahr 1804 kompromittiren.

wird herrschend, die Pflicht gebietet kategorisch, der hohe Geist Schillers fügt die Schönheit hinzu, um der neuen Philosophie die Kron aufzusetzen. Und siehe da! von der einen Seite verschmäht die Philosophie diese Krone; und von der andern Seite kann sogar der Sachtrieb und Formtrieb, nebst dem dadurch erzeugten Spieltriebe, wodurch Hr. Schiller sich bekanntlich so vortreflich *erzog*, indem er das ernste kategorische *Sitten-gesetz* mit den *Neigungen* vermittelst *des Schönen* in die herrlichste Uebereinstimmung brachte, ihn nicht hindern recht arg ins *Häfsliche* und *Niedrige* zu sinken. Mag das am formalen philosophischen Verstande oder an der philosophischen praktischen Vernunft oder an Hrn. Schiller liegen? oder an allen dreyen?

Doch ich vergesse dafs Herr Schiller,

was

was auch der hallische *Ochs* *) brummen mag, ein grofser Philosoph ist, und dafs ich gemeiner Mensch vielleicht nicht recht weifs, wie es sich mit dem hohen philosophischen Verstande verhält. Glücklicher Weise war Herr Schiller so wohlthätig gesinnt, mich darüber belehren zu wollen; und da er empirisch bemerkte, dafs die hohe *transscendentalempirischidealischsynthetischpoetischabstrakt-philosophische* Schreibart seiner *Briefe über die ästhetische Erziehung* meiner schwachen Fassungskraft nicht angemessen ist: so war er so gütig mir Milchspeise zu reichen, indem er eine *Fabel* ausdrücklich zu meiner Belehrung verfafste und in den Musenalmanach einrückte **). Ich danke für die Her-

*) So bezeichnet die Urbanität des Musenalmanachs f. 1797 S. 216 einen Philosophen in Halle, der die Philosophie des Hrn. Schiller für Unphilosophie hält.

**) S. Musenalmanach für 1797. S. 142.

ablassung. Herr Schiller lehrt durch folgende Fabel:

Der Fuchs und der Kranich.

An Fr. Nicolai.

Den philosophschen Verstand lud einst der gemeine zu Tische,
Schüsseln, sehr breit und flach, setzt' er dem hungrigen vor;
Hungrig verliefs die Tafel der Gast, nur dürftige Bifslein
Faſste der Schnabel, der Wirth schluckte die Speisen allein.
Den gemeinen Verstand lud nun der abstrakte zu Weine,
Einen enghalsigten Krug setzt' er dem durstigen vor.
»Trink nun, Bester!« So sprach und mächtig schlürfte der Langhals;
Aber vergebens am Rand schnuppert das thierische Maul.

Die Belehrung sollte mich schnell treffen. Aber der Sinn der Fabel ist nicht erklärt. Es ist da kein *hoc illis dictum est, quibus* — kein *haec propter illos scripta est homines fabula, qui* — kein *hoc pertinere ad illos dixerim* — kein *haec significat fabula* hinzugefügt, das etwa meinem gemeinen Verstande zu Hülfe käme. Daher weifs ich gar nicht was ich aus der Fabel, aus ihrem Sinne und aus ihrem innern Zusammenhange machen soll, und mufs nun schon meine Zweifel vorlegen. Durch Zweifel bin ich selbst sonst der Wahrheit näher gekommen; wer weifs, ob ich nicht auch vielleicht durch meine Zweifel meinen Lehrer belehren kann; ward doch *Newton* sogar von *Göthe* belehrt!

Erlauben Sie, Herr Dichter, dafs ich, so wie Sie Sich an mich mit Ihrer Belehrung, so mich an Sie mit meinen Zweifeln wende.

Ich einfältiger Mensch habe immer durch mein einfältiges Nachdenken herauszubringen geglaubt, Verstand wäre Verstand, und die Begriffe gemeiner Verstand und philosophischer Verstand wären nichts als Abstraktionen, gemacht von der Schule zum Behufe ihrer Lehren, welche im Grunde eins wären, und beym wirklichen Gebrauche des Verstandes zusammenfielen. Darin bestärkte mich *Kant*, welcher versichert *), »dafs gemeiner Verstand bey Beurtheilung des Werths »der Handlungen *kein anderes Princip* als »der philosophische habe.« Nun aber sagen sie, ein poetischer Philosoph, der *philosophische* Verstand sey nicht nur mit dem — ich weifs nicht welchem — *abstrakten* Verstande ganz einerley, sondern auch dem gemeinen Verstande, seiner wesent-

*) S. *Kant's Grundlegung der Metaphysik der Sitten*. S. 22.

lichen Formation nach, so schnurstraks entgegengesetzt, wie ein *langer steifer Schnabel* einer *biegsamen Zunge*; daher könne auch der philosophische Verstand von den Resultaten des gemeinen nur *dürftige Bifslein* fassen. Das wäre ja betrubt für den armen philosophischen Verstand!

Hochzuverehrender Herr Lehrer, es sind leider! der *Verstände* und der *Vernünfte* mancherley, seitdem die neueste philosophische Schule aufgekommen ist, so, dafs man oft eben so sehr in Verlegenheit kommt zu ergründen, wo der *Verstand* dieser *Verstände* und die *Vernunft* dieser *Vernünfte* zu finden seyn möge, als Sie, wo der *Geschmäcke Geschmack* sitze. *) Ich zweifle dafs Ihre

*) Ehmals hatte man Einen Geschmack. Nun giebt es Geschmäcke;
Aber sagt mir, wo sitzt dieser Geschmäcke Geschmack?
S. *Musenalmanach für* 1797. S. 205.

Fabel auf den eigentlichen philosophischen Verstand überhaupt gehen könne. Es scheinet fast, sie kann nur höchstens auf *Ihren* kritisch-ästhetisch-abstrakten Verstand gedeutet werden. Dieser Verstand mit dem steifen langen tranſscendentalen Schnabel lud in den *Horen* unsere *Thierheit* *) zu Gaste, und wir konnten nichts geniessen. Oder hätten Sie etwa Ihre Weisheit ausdrücklich in einen enghälsigen Krug unverständlicher Schreibart gegossen, auf dafs wir nichts geniessen sollten? Das wäre ja unverständig von einem philosophischen Verstande, sogar wenn er nur kritisch-ästhetisch-abstrakt wäre!

Aber es scheint mir — verzeihen Sie meine Dreistigkeit — es scheint mir bey Ihrer Fabel nicht nur an Ihrem Verstande irgendwo etwas zu fehlen, sondern sogar auch an Ihrer Dichtungskraft. Dafs

*) S. Horen 1795. VI. Heft. S. 89

dies *deutlich* zu zeigen ist, mag folgendergestalt zugehen.

Sie haben von je her eine geschrobene, gezierte, schwankende, dunkle Schreibart mehr geliebt als Sie sollten. Wir andern bedauerten dieſs, Sie aber hatten, wie nach und nach gemerkt wird, vielleicht gute Ursachen dazu; denn Sie fanden solche Schreibart ganz geschickt, was Sie nicht ganz deutlich und bestimmt dachten, recht erhaben auszudrükken. Dadurch ging es aber Ihren philosophischen Entdeckungen, wie Ihres Freundes — und Ihren — Epigrammen. Wir fanden diese oft sehr *insipide*, und Ihr Freund selbst berichtet uns, es käme daher, *weil wir eben nicht stets wüſsten, was er sich dächte, der Schalk,* *) — indem ers eben nicht

*) Ob ein Epigramm wohl gut sey? Wer kann es entscheiden?

Weiſs man doch eben nicht stets, was er sich dachte, der Schalk.

S. *Musenalmanach für* 1796. S. 240.

gesagt hatte — und etwa selbst nicht recht mochte gewufst haben. — Nun haben Sie Sich aber einmal in einer recht deutlichen Fabel zu mir herablassen wollen, welche ich daher, wie sich gebühret, recht genau und von allen Seiten betrachte und erwäge. Da fallen mir nun die verzweifelten Epigrammen ein, und mir scheint es, meinerseits, sehr deutlich zu werden, dafs Sie nicht recht wufsten, was Sie Sich bey Ihrer Fabel eigentlich dachten; Sie Schalk!

In einer Schreibart, wie Sie Ihr ästhetisch-kritisch-abstrakter Verstand ganz vorzüglich in den *Horen* und auch zuweilen sogar Ihr poetischer Verstand in Ihren Trauerspielen braucht, läfst's sichs ziemlich gut verdecken, wenn man nicht recht zu Hause ist. Ergreift man dann anstatt des Schicklichen das Unschickliche, so kanns der Leser nicht gleich merken, er müfste denn ein gar

feines Gefühl haben; und noch kann man zuweilen mit der Ausflucht durchzuschlüpfen scheinen, dafs der Leser *nicht wisse, was man sich dachte:* denn darauf kann der Leser unmöglich mit gutem Gewissen antworten, *er wisse es.* Hingegen ist, glauben Sie es mir, die deutliche Schreibart sehr gefährlich für den Schriftsteller der etwa selbst nicht recht weifs, was er sich denkt oder was er will. Ihre deutlich geschriebene Fabel ist ein betrübtes Beyspiel davon. Wir wollen daher, ehe wir weiter gehen, von *Deutlichkeit* und *Undeutlichkeit* ein Paar Worte sprechen.

Die deutliche Schreibart ist wie ein klarer Bach, durch den man bis in den Grund sieht. Liegen nun Schmutz oder Steine oder unreine Thiere, oder sonst etwas, auch im tiefsten Grunde, so ist's gleich genau zu erkennen. Daher bin ich meiner deutlichen

Schreibart wegen, immer auch bedacht gewesen richtig zu denken, und habe es nie gewagt, so wie Sie, tiefe Philosophie zu affektiren, wo gesunder Menschenverstand weiter reichte, oder hohe superfeine Empfindungen zu lügen, wo natürliche Empfindungen schon ein gefühlvolles Menschenherz erfüllen konnten. Noch mehr, da ich mich meiner deutlichen Schreibart wegen beständig deutlicher Begriffe befliſs, so habe ich dadurch vielleicht einige Fertigkeit erlangt, auch bey andern deutliche Begriffe von schwankenden zu unterscheiden, sogar, wenn das Schwankende unter dunkler und pretiöser Schreibart versteckt ist.

Diese meine Liebe zur Deutlichkeit an mir selbst und andern, und, vermuthlich um dieser bösen Deutlichkeit willen, sogar auch mein Namen, miſsfällt Ihnen sehr. Mit gleicher Feinheit verstümmelt Ihr Witztrieb

den einen, und tadelt Ihre Beurtheilungskraft die andere, in folgender Xenie:

Briefe über die ästhetische Erziehung.

Dunkel sind sie zuweilen, vielleicht mit Unrecht, o Nickel,
Aber die Deutlichkeit ist wahrlich nicht Tugend an dir.

Ich verstehe sehr wohl. Sie meinen, Ihre ästhetischen Briefe hätten Unrecht dunkel zu seyn, weil dadurch ihre Tugenden und Schönheiten verborgen blieben, und meine deutliche Schreibart wäre untugendhaft, weil durch dieselbe Ihre Fehler so ausführlich und bestimmt entdeckt werden, welches freylich nicht erfolgt wäre, hätte ich so tugendhaft verwirrt geschrieben wie Sie. Verzeihen Sie aber, wenn ich immer noch zweifle, ob die gröfsere Untugend auf meiner Seite sey. Sie haben Sich, wie ich befürchte, durch die Ihnen beynahe zur andern Natur gewordene pretiöse

Schreibart unvermerkt eine Fertigkeit erwor-
ben, schwankend und unrichtig zu denken,
und dieſs scheinet meinem gemeinen Ver-
stande eine gröfsere Untugend als meine deut-
liche Schreibart, wodurch ich diese Untu-
gend entdeckte. Nun wäre Ihnen fast zu
rathen, so lange Sie Sich diese Untugend
noch nicht ganz abgewöhnt haben, Sich vor
einer allzudeutlichen und simpeln Schreibart
zu hüten. Diese erfordert nothwendig richtig
bestimmte Begriffe, und glauben Sie mir, da-
zu wird Ihnen ein wenig gesunde Vernunft,
von welcher Sie jetzt leider! nur eine geringe
Meinung haben, mehr helfen als Ihr *Form-
trieb*, *Sachtrieb* und *Spieltrieb*, denen Sie
jetzt ungebührliche *Herrschaft* über Sich ver-
statten. Können Sie es daher mit der Sim-
plicität und mit der richtigen Bestimmung
der Begriffe noch nicht recht zwingen; so
verachten Sie sie desfalls nicht, wie der Fuchs

die Trauben, die ihm zu hoch hingen, sondern suchen Sie recht deutlich und bestimmt zu denken; es wird Ihnen hernach wohl thun. Wollen Sie aber Ihren Ruhm, sonderlich den philosophischen, so wie er nun jetzt einmal steht, gern behalten, ohne richtig zu denken; so schreiben Sie ferner wie bisher in den *Horen*, nur dunkeldeutlich. Es ist noch so mancher *ästhetischer* Leser da, der unter der Herrschaft Ihres Spieltriebs, in seligem dunkeln Hinbrüten nur blinzeln mag, und dem es so genau nicht darauf ankommt, die Sonne von der Laterna Magika zu unterscheiden. Solchen Lesern kann wohl durch eine Schreibart, wie die in den *Briefen über die ästhetische Erziehung* und *über die naiven Dichter* ein Gedanken etwas scheinen, der nichts ist; wenn Sie aber schwankende Begriffe deutlich ausdrücken, so wird geschwind gemerkt werden, dafs Sie dürftig dachten und schlecht schrieben.

Diefs scheint mir die Fabel zu beweisen, welche Sie meines gemeinen Verstandes wegen ganz deutlich zu schreiben sich beflissen, wodurch denn auch *deutlich* entdeckt werden kann, dafs gedachte Fabel weder in ihren eigenen Theilen zusammenhängt, noch Ihrem Zwecke gemäfs gedichtet ist. An schiefe Begriffe in dunkler abstrakter Schreibart zu sehr gewohnt, fühlten Sie auch in Ihrer Fabel das Schiefe nicht. Ich mufs Ihnen diefs schon auseinandersetzen, wenn ich auch wieder untugendhaft deutlich werden sollte.

Sie wissen, Herr Dichter, man findet beym Phädrus die Fabel, *vom Storche und Fuchse,* welche Sie hier auf den *philosophischen und gemeinen Verstand* deuten. Phädrus erzählte sie, um zu warnen, einer solle den andern nicht necken, sonst werde er wieder geneckt:

Nulli nocendum: si quis vero laeserit,
Multandum simili jure, fabella admonet.

Aber, lieber Herr Dichter, nehmen Sie mir nicht übel, zu *Ihrer* Anwendung passet diese Fabel gar nicht. Wie treflich stimmt beym Phädrus alles zusammen; wie schief und wie verkehrt sieht bey Ihnen alles aus! Bedenken Sie doch: Der gemeine Verstand ist ja vom philosophischen nicht so unterschieden wie *Fuchs* und *Kranich*. Wie konnten Sie denn diese Bilder wählen? Der *gemeine Verstand*, ja der gemeinste, wenn er *Verstand* ist, wird sogleich einsehen, er müsse nicht *verlangen*, was nicht geleistet werden kann, z. B. *Mehlbrey mit einem Schnabel essen*. Das ist also der Natur, selbst des gemeinsten Verstandes, nicht gemäfs; und Ihr *gemeiner Verstand* ist also gar kein Verstand. Von der andern Seite, wie konnten Sie den *philosophischen* Verstand so *dumm* vorstellen,

dafs er wirklich versuche mit dem Schnabel Mehlbrey zu fassen? Da stellen Sie ihn ja noch dummer vor, als den gemeinen Verstand, da er doch der höhere Verstand seyn soll, aber eigentlich *Unverstand* ist. Ferner müfste wohl nothwendig philosophischer Verstand auch die Begriffe des gemeinen Verstandes *vollkommen fassen* können; daher sollte Ihre Fabel nicht von ihm erzählen, er hätte, seiner Natur nach, von dem was den gemeinen Verstand nährt, nur *dürftige Bifslein gefafst*. Oder wäre das wirklich Ihre Meinung, so müfsten Sie ja *vom philosophischen Verstande überhaupt* denken, was ich nur von der *lächerlichen Anwendung* des dürftigen *abstrakten* Verstandes solcher Leute wie *Fichte*, *Gräffe*, *Pölitzo*, *Niethammer* und anderer kritischen Queerköpfe aufs gemeine Leben, behauptet habe, welche besagte Anwendung formaler Grillen auf die

wirk-

wirkliche Welt defswegen so lächerlich und unzweckmäfsig wird, weil die Herren sich in ihre Spitzfindigkeiten so hinein studirt haben, dafs sie mit ihren spitzen abstrakten Schnäbeln vom gemeinen Verstande in der That nur noch *dürftige Bifslein* fassen können. Da gäben Sie mir ja durch Ihre Fabel mehr Recht als ich habe und haben will; und doch, verstehe ich ganz wohl, Ihre Fabel soll mir nicht Recht geben. Daher, Herr Dichter! ist Ihre ganze Dichtung sehr schlecht angelegt! Oder haben Sie etwa gemerkt, dafs Ihr eigener abstrakter Verstand, besonders in der Anwendung, dem eines *Pölitz* oder *Niethammer* nur allzu sehr gleichet? Ich würde Glück wünschen zur Selbstkenntnifs.

Doch Sie wollten vielleicht durch Ihre Fabel andeuten, *ein Philosoph* und *ein gemeiner Mensch* hätten sich *necken* wollen,

so wie es beym Phädrus Neckerey ist. War dieſs Ihre Absicht; so muſsten Sie ja nicht den philosophischen und gemeinen *Verstand* aufführen, sondern den *Muthwillen;* denn merken Sie doch, Herr Dichter! Verstand *neckt* nicht. Ihre Fabel ist also auch, wenn es so gemeint wäre, verkehrt gedichtet.

Aber, wenn man auch, anstatt zweyerley Verstand, *Muthwillen von entgegengesetzter Art* setzen wollte; so ist Ihre Fabel doch auch dann keinesweges richtig gedacht. Beym Phädrus neckt *Storch* und *Fuchs*, jeder seiner *charakterischen Natur nach;* aber hier ist gar kein Unterschied unter beiden Thieren, und unter beiden Verständen, oder unter beiden Muthwillen. Es ist hier beides blofs *gemeiner Muthwillen.* Ferner ist gar kein Grund da, den philosophischen Verstand an die Stelle des *Kranichs*, und den *Fuchs* an die Stelle des gemeinen Verstandes zu setzen, wie Ihre

D. V.

Überschrift doch verlangt; denn der Fuchs ist ja wohl *ein klügeres Thier, als der Kranich*: und doch haben Sie gemeint, Ihrem philosophischen Vogel durch den langen Hals und Schnabel einen Vorzug zu geben. Sie sagen ja:

mächtig schlürfte der Langhals,
Und vergebens am Rand schnuppert das
thierische Maul!

Wohin dachten Sie beym letzten Verse, Herr Dichter? Ist denn der Kranich nicht auch ein *Thier* wie der Fuchs? Und wissen Sie denn nicht einmal das Allerbekannteste von der Natur der Thiere? Und kennen Sie denn nicht einmal die Bedeutung deutscher Worte? Seit wann *schnuppern* die Thiere mit dem *Maule*, welches ja nur mit der *Nase* geschieht? Seit wann trinken denn die Kraniche *Wein?* Seit wann können die Thiere mit Schnäbeln *schlürfen?* Wufsten Sie denn

nicht dafs zum Schlürfen *Lippen* gehören? Wufsten Sie nicht, dafs geschnäbelte Thiere anders nicht trinken können, als dafs sie das Getränk mit dem untern Theile des Schnabels auffassen, und es, den Schnabel hoch aufhebend, in den Hals laufen lassen? Merken Sie doch: Ein Storch oder Kranich, der seinen Hals in einen *enghälsigen* Krug oder Flasche perpendikular steckt, kann damit sehr wohl seine *Speise*, Frösche und Schlangen, herausholen, wie *Phädrus* erzählt:

— intrito cibo

Plenam lagenam posuit; huic rostrum inserens

Satiatur ipsa; et torquet convivam fame.

Aber von *flüssigen Getränken*, wie *Sie* dichten, würden nur *dürftige Tropfen* den Schnabel benetzen und so viel als nichts in den langen Hals kommen. Ihr abstrakter Verstand in der Fabel kannte also die Natur seines eigenen Schnabels nicht auf den

er so grofs thut; daher Ihre Dichtungskraft hier sehr dürftig erscheint. Sie sind kein Phädrus, wenigstens *hier* nicht!

Sibi convenientia finge!

befiehlt unser aller Meister! Diese goldne Regel beobachteten Sie gar nicht, Herr Dichter; und so lösen sich alle meine Zweifel in eine einzige Behauptung auf:

Sie hätten Sich schämen sollen, unter ein so ganz elendes Gedicht — *undique collatis membris* — den Namen *Schiller* zu setzen.

Über die Armseligkeiten! Ihr *gemeiner Muthwillen* wollte mich *necken*, und rief Ihren *dichterischen Muthwillen* zu Hülfe. Der hätte gern etwas erfunden; aber die Dichtungskraft fehlte, gleich einer Pistole mit verschlammtem Zündloche, die leicht versagt, welches, wie man bemerkt, Ihnen sonst auch seit einiger Zeit zuweilen wiederfährt. Da stümper-

ten Sie die Fabel des Phädrus zusammen, und sahen nicht dafs die umgeänderte Fabel nun weder in sich selbst noch zu Ihrem Zwecke paſste. Nur das Einzige fiel Ihnen doch auf, dafs der *Storch* seiner Natur nach *Frösche*, *Kröten*, *Schlangen* und *Eidechsen* frifst. So etwas wollten Sie von Ihrem philosophischen Verstande nicht gern gesagt wissen; darum liefsen Sie lieber einen Kranich aus einem enghalsigen Kruge *Wein* trinken, damit nur nicht bemerkt würde, dafs Ihr philosophischer Verstand sich blofs von allerley Gewürmen nährt.

Mein Herr Philosoph mit dem langen Schnabel! Als Sie in den *Horen* Ihre Abstraktionen in einem engen Kruge mit vielem Pompe auftrugen und unsern gemeinen Verstand darauf zu Gaste baten, war nicht *Wein* darin, sondern ein abstraktes Gemengsel von unverdauten ästhetisch - formalen Krö-ten und Fröschen, welches Sie für guten ge-

sunden Mehlbrey ausgaben. Aber die Leser mit dem gemeinen Verstande *schnupperten* nur von weitem an dem ekelhaften Kruge, hielten die Nase *zu*, und kehrten um!

Und noch eins, Herr Dichter! Warum haben Sie den *Storch* des Phädrus in einen *Kranich* verwandelt? Ists ein edlerer Vogel? Gewifs nicht! Sollten Sie nicht wissen, dafs der Kranich, so wie der Storch, Frösche und Gewürme frifst? Ganz ohne Ursache haben Sie die Veränderung wohl nicht gemacht? — He? —

Ach Herr Dichter! welch ein Schlaukopf sind Sie! — Eben lese ich — nicht in einem dichterischen Almanach für 1797 — aber doch im Almanache eines Dichters, — der noch dazu sehr viel gesunden Verstand und gar keine verkrüppelte Philosophie hat, folgendes:

»Der Kranich steht in Japan in so gro-

»ſser Achtung, daſs er *gnädiger Herr* ge-
»nennet und seine Person für heilig gehal-
»ten wird.« *)

Gnädiger Herr! Ich verstehe den Wink, aber ich kann unmöglich schlechte Philosophie und schlechte Gedichte anbeten! Lassen Sie in Japan Ihre Wunder vertheidigen und sich darauf heilig sprechen; ich glaube nun einmal nicht an Legenden.

Sie sind so gnädig, mich sogar zu bedauern, wenn Sie meinen, daſs es mir irgendwo fehle. Sie reden mich an:

Armer empirischer Teufel! Du kennst nicht
einmal das Dumme
In dir selber; es ist, ach! *a priori* so
dumm. **)

*) S. Neujahrsgeschenk für Forst- und Jagdliebhaber auf das Jahr 1797, von *L. C. E. F. von Wildungen.* Marburg, 12. S. 96.

**) S. 246.

Erlauben Sie mir zu erwiedern, dafs ich sehr gut weifs und untersuchet habe, wie es mit meiner *Dummheit a priori* beschaffen ist. Erlauben Sie mir aber auch beyläufig zu bemerken, dafs es, in gewissem Verstande, sehr gut seyn mag, wenn man weifs, in wiefern man *a priori dumm* ist; denn eigentlich sind wir das alle, in Dingen die wir nicht verstehen oder nicht überlegen. Es kommt nur darauf an, dafs wir uns selbst gut genug kennen, um zu wissen wo wir noch nicht verständig oder klug genug sind, und dafs wir uns von elender Eitelkeit nicht hindern lassen in unser Innerstes zu sehen. Dann untersuchen wir fein die Sachen, und unsern eigenen Verstand, Geist, Einbildungskraft, u. s. w.; und lassen entweder von dem ab was wir nicht zu fassen vermögen, oder unternehmen das was unsere Kräfte nicht übersteigt. Auf solche Weise behalten wir unsere

Dummheit für uns selbst, lassen sie niemand merken und zeigen uns *a posteriori verständig*. Das ist ein grofser Nutzen der Überlegung und der Erfahrung, welche Sie zu verachten scheinen; das ist sehr viel besser, als wenn man sich — wie Sie und Ihre besten Freunde leider! oft thun — *a priori klug* dünkt, seinen Formtrieb und Spieltrieb immer herrschen läfset, sich immer in seiner grillenvollen *Ideeneinheit* herumtummelt, die Erfahrung unter dem Titel des *Empirischen* geringschätzt, nichts an sich untersucht, alles unternimmt, verachtet was man nicht versteht, thut was verächtlich ist: alles vermöge des vermeinten *hohen Verstandes a priori*. Da erscheint man denn der vernünftigen Welt *dumm a posteriori*, und das ist sehr schlimm. Hätten Sie sogar bey dieser kleinen Fabel Sich nicht *a priori* eingebildet, alles wäre klug was Ihnen einfällt,

so hätten Sie hübsch überlegt was Sie schrieben, hätten hübsch empirisch nachgesehen, was Kraniche und Füchse und Schnäbel und Nasen für Eigenschaften haben, und dann hätte Ihr *dichterischer* Verstand gewifs gefunden was mein gemeiner Verstand sogleich übersah, Ihre Fabel sey zum Zwecke untauglich und in ihren Theilen widersprechend, folglich ein elendes Gedicht. Ich will Ihnen eine andere Fabel erzählen:

Vom *gemeinen Verstande* und einem *gewissen philosophischen Verstande*; nöthigen Falls auoh auf einen *gewissen poetischen Verstand* zu deuten.

Verzeihen Sie, dafs die Fabel nicht versificirt ist. Ich habe schon einen alten Eigensinn, nichts zu unternehmen, wovon ich nicht weifs, dafs ich es recht gut machen kann. Es wäre gar nicht übel, wenn Sie auch so eigensinnig wären.

Farinelli und Garrick.

An Fr. Schiller.

Der erste Sänger in der Oper kam mit einem Schauspieler ins Gespräch, der lebhaft erwiederte und ihm sogar geradezu widersprach. Der Sänger, vom Fette dick, und glänzend von Golde, sah ihn über die Achsel an, sagend: Wie unterstehst du dich gegen mich zu räsonniren, der ich der erste Sänger in Europa bin, und Ritter des hohen Ordens von Calatrava; du aber bist nur ein Komödiant! Das bin ich, sagte der Schauspieler, und kein Kastrat!

Der Sinn dieser Fabel ist: dafs es Leute giebt, so gemein, dafs sie Verzicht thun auf die Fähigkeit, die hohen Triller des Formtriebs und Spieltriebs und das hohle Gurgeln der Wissenschaft der Wissenschaft nachzumachen; deswegen, weil sie da-

zu nicht gelangen könnten, ohne etwas ganz Gemeines aufzuopfern, was die Trillerschläger und Gurgler nicht achten, was aber doch allein das menschliche Geschlecht erhält, und niemanden hindert der erste in seiner Kunst zu seyn.

So viel vom philosophischen und gemeinen Verstande.

Herr Schiller hat uns übrigens selbst eine Regel gegeben, wornach wir seinen *Werth* beurtheilen sollen; eine Regel, die ein gleich grofser Beweis ist seiner Selbstkenntnifs und des richtigen wohlüberdachten Sinnes der Sentenzen, welche er uns in diesem Musenalmanache für poetische Philosophie giebt. Er sagt *):

Auch in der sittlichen Welt ist ein *Adel; gemeine* Naturen
Zahlen mit dem was sie *thun; schöne* mit dem was sie *sind.*

*) S. 153.

Also, nach dem was Hr. Schiller *thut*, will dieser hohe moralische adliche Herr nicht beurtheilt seyn; selbst nicht wenn man aus dem was er *thut*, wie aus den Xenien im Musenalmanache, ziemlich genau schliefsen kann, was er *ist*. Ich gemeiner Mensch habe immer geglaubt, in der sittlichen Welt gäben *gute moralische Thaten* den wahren *Adel*. Nicht doch! Das neuerfundene ästhetische Princip der Moral legt den *schönen Naturen* das Privilegium bey, nach Gefallen *häfslich und verächtlich zu handeln*,

verbisque decoris
obvolvere vitium,

und dabey doch, aus blofser Schönheit, *moralisch adlich* zu seyn. Man begreift nun, dafs *Wilhelm Meister* mit dem liederlichen Stücke *Mariane*, die einen liederlichen Kaufmannsdiener zum *Milord pot-au-feu* hatte, in dessen Abwesenheit sehr *edle* Liebe pflegen durfte,

auch dafs es *allerliebstedel* und erzählenswerth war, wie Meister seinem Liebchen ein Puppenspiel in der Tasche mitbrachte, und wie sie, die beiden Liebchen, recht verliebt die kuriosen Marionetten betrachteten, und wie dieſs eine *Einleitung* höchstedler glücklicher Stunden *) ward. Wir begreifen nun, dafs *Wilhelm Meister*, mit der Kasse seines Vaters in der Tasche, in der Welt herumziehen durfte, uneingedenk ob Vater und Mutter Kummer über ihn hätten; und dafs *Karl Moor* ein Strafsenräuber werden durfte, alles unbeschadet des *moralischen Adels*: denn beide waren ja *schöne Naturen*! Wir begreifen nun auch, dafs Göthe und Schiller, *Schöngeister* und *schöne Geister* **) zugleich,

*) S. Wilhelm Meisters Lehrjahre. I. Bd. S. 22.

**) Nur das leichtere trägt auf leichten Schultern der Schöngeist,
Aber der schöne Geist trägt das gewichtige leicht.
M. A. f. 1797. S. 157.

wenn auch nicht blofs die unedlen Gesinnungen der Xenien, sondern allenfalls noch etwas viel schlimmeres als die Xenien, von ihnen bekannt würde, den *moralischen Adel* doch sehr wohlfeilen Kaufs haben und behalten können. Solche *schöne Naturen* geben sich ihre *moralische Standeserhöhung* selbst, in eigner Einbildung. Nur sie selbst wissen ja, wie *schön* und folglich wie *moralisch-adlich* sie sind; denn nach dem was die *schönen Herren* thun, dürfen wir andern ihren *moralischen Adel* nicht würdigen. Ich gemeiner Geist hingegen wünsche in der moralischen und schriftstellerischen Welt nur einen Rang zu haben nach dem was ich *thue*, und verlange, es möge blofs daraus geschlossen werden, was ich *bin*.

Sollten meine Leser lieber meinen gemeinen Stand oder Herrn Schillers Adel sich wün-

wünschen? Sollten sie lieber mit Ihm zu thun haben wollen, als mit mir?

* * *

So viel von dem was mich selbst angeht. Hätte ich nur blofs etwas über den Angriff auf mich zu sagen gehabt; so würde der Musenalmanach von 1797 von mir keinen Anhang erhalten haben; denn ich achte wenig auf Neckereyen, selbst auf die welche Hr. Schiller manchmal schon wider mich hat fliegen lassen. Aber es wird wohl für die deutsche Litteratur nützlich seyn, überhaupt den Geist zu würdigen, durch welchen der Schillersche Musenalmanach sich unterscheidet, und den plumpen Ton zu rügen, der durch die sogenannten Xenien in die deutsche Litteratur eingeführt werden soll. Blofs wegen dessen was der deutschen Litte-

ratur nützen oder schaden kann, ist es der Mühe werth hierüber etwas mehr zu sagen.

Herr Cotta hat in allen Zeitungen bekannt gemacht: „Es wären im Musenalmanache für 1797. *vierhundert* Epigramme, „die sich auf den neuesten Zustand der deutschen Litteratur bezögen, in ihrer Art eine „ganz neue Erscheinung.“ Es sind also *quatre-cent qui ont de l'esprit comme quatre.*

Sie haben sich selbst geschildert, ohne es zu merken *):

Currus virum miratur inanes.

Wie sie knallen die Peitschen — hilf Himmel! — im Musenkalender!

Wagen an Wagen! Wie viel Staub, und wie wenig Gepäck!

Ja wohl! Viel Staub und wenig Gepäck! Da ist immer das liebe leichte *Ich* aufgepackt, und der Witz ist zwar zuweilen etwas

*) S. 268.

schwerfällig, dagegen desto spärlicher beygelegt. Die Menge Distichen, Sentenzen und Xenien sind eine Art von *Doktor Luthers Tischreden*, von dem seine Bewunderer alles aufsammelten was er nur redete, gutes und schlechtes. Aber die Herren sind bekanntlich ihre eigenen gröfsten Bewunderer, lassen bey lebendigem Leibe ihre *Tischreden* drucken, und machen *Küchenpräsente* damit. Viele möchten noch allenfalls gut genug seyn *inter poculа* einmal gesagt zu werden, wo es die Tischgenossen so genau nicht nehmen. Aber in Verse sie zu bringen und drucken zu lassen, ist nebst dem Streicheln des lieben *Ichs*, nur eine gute Art den Bogen zu füllen. Mancher seichte Schwätzer hat zu solcher leichten Art Bücher zu machen den Weg gezeigt, den nun dieser Musenalmanach fleifsigst betritt. Alles wird aufs Papier geworfen wie es einem der Herren in

den Kopf kömmt, nichts ist zu trivial. Keine leere Antithese, kein halber, kein lahmer Gedanken, kein *Concetto*, kein Wortspiel wird verschmähet, sondern frisch in Hexameter und Pentameter gebracht. Kaum werden unter den vierhundert vier vortrefliche seyn; etwa vierzig möchten für gut gehalten werden. Einige sind leidlich, einige richtig im Urtheile, sehr viele unbillig und schief, die meisten gemein und platt wie sie jedem mittelmäfsigen Kopfe halb im Traume einfallen möchten; einige so herzlich lahm, dafs derjenige unmäfsig viel Selbstliebe und wenig Beurtheilung haben mufs, der solches Zeug kann drucken lassen.

Man findet hier eine grofse Menge Distichen, welche beym ersten Anblicke noch wie ein Gedanken aussehen, aber unrichtig, schief und halbgedacht befunden werden, wenn man sie ein wenig genauer betrachtet.

Nur ein Paar Beyspiele mögen dies Urtheil erläutern:

Treffliche Künste dankt man der Noth und
dankt man dem Zufall,
Nur zur Wissenschaft hat keines von beiden
geführt *).

Also ward Newton wohl nicht durch den Zufall, dafs er einen Apfel vom Baume fallen sah, zu seinem Systeme von der Schwere geführt? J. A. Euler ward wohl nicht durch die zufällige Beobachtung eines Billardspiels veranlafst, eine vorzügliche mathematische Abhandlung: *von der Bewegung zweyer Kugeln auf einer geradlinigen Fläche* zu schreiben? Und warum hätte Archimedes durch die *Noth*, neue Maschinen für die Belagerten zu erfinden, nicht können auf allgemeine wissenschaftliche Sätze geführt werden, welche die ganze Mechanik erweiterten? So

*) S. 161.

falsch und schielend ist dies Distichon. Eben so ist ein unter die *Tabulae votivae* feyerlich aufgenommener Ausspruch beschaffen:

Der Philister.

Nimmer belohnt ihn des Baumes Frucht den er mühsam erziehet,
Nur der *Geschmack* geniefst, was die *Gelehrsamkeit* pflanzt *).

Man sieht hier, dafs diese Herren *aus dem gelobten Lande*, unter *Philistern* von denen sie so oft verächtlich reden, *alle Gelehrten* verstehen; daher denn auch *Linnäus* und *Newton* gegen *Göthe*, und *Griesbach Hufeland* und *Loder* gegen *Schiller*, nur *Philister* sind. Die Benennung ist etwas stark *geniehaft;* sonst hats seine vollkommene Richtigkeit, dafs *Schiller* und *Göthe* mit solchen Männern, *als Gelehrte*, keinesweges in Eine Klasse gehören.

*) S. 156.

Doch, diese Absonderung bey Seite gesetzt! was soll dann der Ausspruch dieser *Tabula votiva* eigentlich sagen? Die Absicht ist wohl zu verstehen zu geben: dafs *Gelehrsamkeit* den *Geschmack* ausschliefse, und dafs daher die *gelehrten Philister* nur untergeordnete Geschöpfe sind, welche *Schillern* und *Göthen* die *Stuben fegen*, die *Bäume pflanzen*, selbst aber nicht *wohnen* und *geniefsen* sollen; wie es in diesem Musenalmanache so oft des breitern verkündigt wird. Aber diefs ist nicht nur unverschämtes Selbstlob, sondern auch klare Unwahrheit und Ungereimtheit. *Lessing* und *Winkelmann*, Männer von deren Gelehrsamkeit *Göthen* und *Schillern* nur der zehnte Theil zu wünschen wäre, waren wohl nicht des *höchsten Genusses* des Schönen fähig? Ich habe kaum jemand gekannt, der Gedichte und Kunstwerke aller Nationen, jedes

in seiner Art, mit so innigem Genusse empfinden konnte, als *Meinhard*, ein sehr gelehrter Mann. Also das Distichon sagt mit aller Feyerlichkeit nichts wahres, als dafs *ein Gelehrter ohne Geschmack* keinen *Geschmack hat* und folglich nicht *geniefsen* kann, welches anzuzeigen es keines *Distichon* und keiner *Tabula votiva* bedurfte. Hingegen ist sehr zu zweifeln, ob blofse *Geschmäckler ohne Gelehrsamkeit* eben so sehr oft werden *geniefsen* können, was *wahre Gelehrte* pflanzen. Die Früchte hangen zuweilen ein wenig hoch; daher auch Schillers Sprünge nach der Philosophie und Göthens Sprünge nach der Optik nicht recht gelingen wollten.

Bey so mancher Futilität, leuchtet doch aus allen Distichen und Xenien eine sehr hohe Meinung von der *eigenen Wichtigkeit* hervor; dabey aber sinken viele in den ungezogenen Ton liederlicher Studenten auf den

Bierbänken. Dies letzte ist gewissermafsen allerdings eine *neue Erscheinung* in unserer Litteratur; denn wir hatten die *Klotzischen* skurrilischen Ausfälle schon vergessen. Klotz war ein schlechter Schriftsteller; aber hier geben Schriftsteller von grofsen Talenten ihre Namen zu den niedrigsten Skurrilitäten her.

Wahrlich eine so *neue* als *traurige Erscheinung* in der deutschen Litteratur, welche bey wohlgezogenen Leuten verächtlich werden müfste, wenn solcher Ton gewöhnlich würde. Hätten die Herren, welche doch vortrefliche Schriftsteller seyn wollen, nur die gemeine Ueberlegung und Resignation angewendet, nichts drucken zu lassen, was ihren Ruhm schändet; so hätten sie die allzutrivialen Einfälle und alles was Rachsucht und noch dazu niedrige pöbelhafte Rachsucht verräth, das heifst drey

Viertel ihrer Distichen, Gnomen und Xenien weggelassen. Alsdann würde der übrige Theil in einem Musenalmanache eine recht angenehme Lektur gewesen seyn. Die vortreflichen und die guten hätten allenfalls einige mittelmäfsige übertragen; nur nicht so viele. Und wenn die *kleinen Gesellen* *) es ja nicht hätten lassen können, so mochten sie allenfalls auch immer ein *wenig Lärm* machen, nur keinen ungezogenen, um kleinlicher Eitelkeit und Rachsucht zu fröhnen, die dem vernünftigen Leser so uninteressant als verächtlich ist. Eine kleine Neckerey, sonderlich wenn sie witzig ist, mag hingehen; trift sie auf Thorheiten, so trift sie eher, kann daher zuweilen auch Nutzen haben. Wem's juckt, mag sich kratzen.

Aber hier wird das erklärteste Verdienst nicht geschont, das hochachtungswürdigste

*) S. 229.

wie das schlechteste behandelt. Es geschehen die plumpsten Ausfälle auf eine Menge Personen sehr verschiedener Art, vom *grofsen Newton* an, (den doch ein Dilettant, wenn er auch glaubte ihn übertreffen zu können, weil ihm auch einmal ein Apfel auf die Nase gefallen ist, billig nur mit Ehrfurcht nennen sollte,) durch alle Rubriken durch, bis auf die kleinsten * * oder † † welche etwa einmal bey *G.* oder *S.* an die Wand p—t—n. Jedem der diesen Herren in den Weg kommt, hängen sie mit faunischer Schadenfreude eins an; fein oder grob, lustig oder hämisch, witzig oder gernwitzig, treffend oder schief, alles ist einerley, sobald ihnen jemand mifsfällt, oder auch blofs weil es ihnen eben nun so einfällt, ihm eins anzuhängen, oder blofs weil sie übler Laune sind. Sie dürfen ja alles thun was ihnen beliebt!

Adspice quam tumeat magno iecur ansere maior!

Und die Muse die sich so wegwirft, will zugleich *Tabulae votivae* aufhängen:

Was ein Gott mich gelehrt, was mir durchs Leben geholfen,
Häng' ich dankbar und fromm hier in dem Heiligthum auf *).

Welcher Contrast! *Dankbar und fromm* kündigen sich die *Tabulae votivae* an; und wenige Seiten darauf erscheinen *Xenien*, skurrilisch und hämisch. Diese hat kein Gott gelehrt, es müfste denn der *Deus Mephitis*, oder die *Dea Murcia* seyn: Schande dem, welchem Unwürdigkeiten *durchs Leben helfen sollen!*

»Herr *Schiller* versprach, aus den *Horen***) »alles zu verbannen, was mit einem *unreinen*

*) S. 152.

**) S. die Horen 1795. 1tes St. S. IV. ff.

»*Parteygeist* gestempelt ist;« versprach, in diesem Journale »am *stillen Baue* bes»serer Begriffe, reinerer Grundsätze und »*edlerer Sitten*, von dem zuletzt alle *Verbes*»*serung des gesellschaftlichen Zustandes* ab»hängt, geschäftig zu seyn;" versprach, »*Wohlanständigkeit* und Ordnung, *Gerech*»*tigkeit* und *Frieden* solle der Geist und die »Regel dieser Zeitschrift seyn;" versprach es, weil er zugleich als ein allgemeines Gesetz erkannte: »dafs Anmuth und Ord»nung, *Wohlanständigkeit* und *Würde* un»zertrennlich *sind*."

Freylich von vielem
Sprach die gedruckte Kolumne; doch bald, wie
jeder sein Antlitz,
Das er im Spiegel gesehen, vergifst, die behag-
lichen Züge,
So vergafs er das Wort, wenn auch von Erze
gestempelt *).

*) S. die Horen 4tes St. S. 2.

Denn im *Musenalmanache* überläfst er sich dem *unreinsten Parteygeiste*, vernachläfsigt hingegen durchaus edle Sitten, Gerechtigkeit, Frieden, Wohlanständigkeit und Würde.

Ist es ebenderselbe Mann, der in zweyerley Werken, die beide seinen Namen an der Stirne führen, so sehr verschieden handelt? Ja, leider! Alles kann ihm dienen. In den *Horen*, wenn er gleich den *Parteygeist* keinesweges daraus verbannte, sind dennoch die guten Sitten, Wohlanständigkeit und Würde (aufser in gewissen Elegieen) nicht beleidigt; aber der Charakter eines grofsen Theils des *Musenalmanachs* sind unedle Sitten, Unanständigkeiten, Ungerechtigkeit und Zänkerey. Der Mann ist nicht ekel in der Wahl der Mittel seinen Ruhm und seine Absichten zu befördern. Er beschäftigt zugleich die zweyerley Trompeten der Fama: die eine mit den *Horen*, die andere mit dem *Musenalmanache*.

Two trumpets she does sound at once,
But both of quite contrary tones;
But whether both with the same wind,
Or one before, and one behind,
We know not; only this can tell,
The one sounds vilely, th' other well.

Es würde kaum begreiflich seyn, wie eben dieselben Personen sich selbst so sehr ungleich sind; unbegreiflich, wie Männer von entschiedenen Talenten, Männer die unsterbliche Kunstwerke geliefert haben, nicht Scheu tragen, sich so ganz unwürdig aufzuführen; wenn sie nicht selbst das Räthsel aufgelöset hätten. Sie sagen *):

Wie verfährt die Natur, um Hohes und Niedres im Menschen
Zu verbinden? Sie stellt *Eitelkeit* zwischen hinein.

Ja wohl! Ihre Eitelkeit, Ihr Dünkel verursachten diefs, nach welchem Sie glauben,

*) S. 201.

Sie allein wären etwas in der deutschen Litteratur werth, und wem Sie etwa gnädigst erlaubten auch etwas — freylich weniger als Sie — werth zu seyn. Alle andere sind ihnen *Philister*, *Bediente*, die *ihnen*, den Königen, *die Stuben fegen*, *Hunde*, *Ochsen*, *Esel*, *Insekten*, *Geschmeifs*, u. s. w.

Sie richten ausdrücklich eine Xenie

An Schwätzer und Schmierer *).

Treibet das Handwerk nur fort, *wir könnens euch freylich nicht legen;*

Aber *ruhig*, das glaubt, treibt ihr es künftig nicht mehr.

Wollten die Herren wirklich das unabsehbare Heer der Schwätzer und Schmierer angreifen, so wäre diefs ein ungeheures Unternehmen, ihr eigenes Geschwätz und Geschmiere im Almanache noch ungerechnet.

Wem

*) S. 210.

Wem kann einfallen alle Schwätzer und Schmierer beunruhigen zu wollen? Aber so ist's auch nicht gemeint. Die Herren gehen blofs von ihrem lieben *Ich* aus. Alle die das nicht gehörig verehren, sollen für die elendesten *Schwätzer* und *Schmierer* ausgeschrieen werden, so wie alle *Gelehrten* für *Philister*. Sie verböten gern den Tadel ihrer Schriften; da Sie diefs aber nicht können, so wollen die Herren ihre eigenen *Kotzebue* seyn, welcher auch Xenien voll Koth herumwarf, *damit dem Lärm ein Ende zu machen. Wir* — d. h. *Schiller* und *Göthe* — können freylich es nicht *legen*, dafs über unsere mittelmäfsige Gedichte und Prosa geredet oder geschrieben wird, aber *ruhig* soll das ferner niemand thun. Wir gehen nun frisch daran, jeden mit kothigem Wasser zu besprizen oder mit Steinen zu werfen oder ihm *camouflets* in die Nase zu setzen; ausser freylich

nous et nos amis qui avons seuls de l'esprit: die lassen wir gehen, bis sie uns etwa irgendwo nicht genug loben oder sonst miſs-fallen, dann kriegen auch sie ein Stückchen Koth an den Kopf und müssen fort, und wir fallen wieder auf andere nach Herzenslust, wie es uns gefällt.

Ich wage es, für *nous et nos amis*, auch hier eine Xenie anzufügen, die wohl bekommen möge:

Ich danke Gott mit Saitenspiel

Daſs ich nicht Schiller } worden;
Göthe }

Ich wär' geschmeichelt worden viel
Und wäre bald verdorben!

Diese Herren vergessen, daſs sie bloſs durch vortrefliche Schriften dem deutschen Publikum werth wurden, und verlangen nach ihrer überschwenglichen Eitelkeit, daſs das Schlechteste für vortreflich geachtet werden

soll, sobald es von ihnen herkommt. Sie geben sogar in ihrem üppigen Übermuthe öffentlich zu erkennen, sie verachteten das deutsche Publikum *). Warum schreiben denn die Herren für dasselbe? — Diese *Verach-*

*) Diesen Ton stimmen die Herren mit grofser Selbstgenügsamkeit oft an, z. B. in diesem Musenalmanache S. 180.

Glücklich nenn' ich den Autor, der in der Höhe den Beyfall
Findet, der Deutsche mufs nieder sich bücken dazu.

Nämlich sie meinen, in Deutschland wäre niemand der ihr unermefsliches Genie recht fühlen kann, so wie sie es selbst fühlen, sogar wann sie auch nur ein Distichon machen; daher sie sich *herablassen* müsten, den Weihrauch ihrer Klienten einzuschnuppern, die doch auch halbe Philister sind! Ach wäre doch der Schillersche Musenalmanach und der Reinike Fuchs in Hexametern engländisch oder griechisch, wo nicht gar italiänisch geschrieben? Oder sind sie vielleicht für die Deutschen noch gut genug?

tung aber, wahr oder affektirt, giebt Gelegenheit, dafs sie glauben, sich vernachlässigen zu dürfen, und so schreiben sie Gutes und Schlechtes unter einander, so dafs es leicht geschehen könnte, dafs *sie* endlich von dem Publikum *verachtet* würden, das sie ehemals ehrte, weil man sie nachgerade beynahe für Menschen halten mufs, ganz verschieden von denen, die man ehemals bewunderte.

Daran sind ihre Schmeichler schuld, die sich ihnen nicht anders als mit tiefen Bücklingen nahen, und das Schlechteste was nur G. und S. unterzeichnet ist, demüthig loben, so wie es verlangt wird. Solcher knechtischen und kindischen Schmeicheley sind diese Herren so sehr gewohnt, dafs sie übermüthig auf jeden losfahren der sie nicht auch mit vollem Munde bewundert.

Ihre Wortphilosophie nimmt zwar die Mine an, weise Lehren zu geben. *) Sie sagen zwar:

Was heifst zärtlicher Tadel? Der deine Schwäche verschonet?
Nein, der deinen Begrif von dem Vollkommenen stärkt.

Aber wehe dem, der sie tadelt, sey es auch mit noch so einleuchtenden Gründen! Wahrheitsliebe uud philosophischen Gleichmuth haben sie nur in Worten; aber nicht in der That. Herr Göthe ruft ganz pathetisch aus:

Hundertmal werd' ichs euch sagen, und tausendmal: Irrthum ist Irrthum!
Ob ihn der gröfste Mann, ob ihn der kleinste beging. **)

Ihr denkt: Wie unbefangen, wie unparteyisch ist diese Wahrheitsliebe! Seht nur

*) M. A. für 1797. S. 176.

**) S. 240.

recht nach. Diese schöne Sentenz ist blofs die Einleitung, dafs der *grofse Newton* soll geirrt haben, und dafs *Göthe* ihn in der Optik eines wichtigen Irrthums längst glaubt überwiesen zu haben. Nun im bittern Unmuthe — denn *seine* Weisheit

Lange steht sie gedruckt, aber es liest
sie kein Mensch, —

macht er an drey Seiten voll Xenien über das undankbare deutsche Publikum, welches das *Newtonsche Gespenst* immer noch vor sich sieht, und nicht glauben will dafs Göthe in der Optik gröfser ist als Newton; über Newton der *als ein Britte verstockt* bey seiner Meinung blieb; und über Herrn Göthens Furcht: *als ein Märtirer gebraten zu werden*. — Man denke nicht, dafs ich scherze, es steht alles wörtlich so da. —

Aber nun komme einmal jemand, und sage dem *grofsen* Schriftsteller *Göthe*, — so

gelinde es sey, — auch *Er* habe *geirret*, dafs er sein in so mancher Rücksicht vortreffliches Werk, *W. Meisters Lehrjahre* zuweilen durch die langweiligsten Beschreibungen *) ganz gemeiner Dinge, durch tavtologische Wortfülle, **) wie sie sonst in mittelmässigen Predigten für Beredsamkeit gilt, zur Ungebühr ausgedehnt habe, und dafs dieser Roman noch viel vorzüglicher seyn würde, wenn das Weitschweifige abgekürzt wäre, wenn die mystischen Gefühle im III. Bande Leuten von gesundem Verstande nicht Lächeln,

*) Z. B. I. Bd. S. 21 — 24. S. 34 — 36. 137. 139. 140. u. a. m. Er sagt von sich selbst, ohne es zu merken, sehr *treffend* (Musenalmanach S. 275.)

Es kommt dir auf eine Platitüde nicht an, nur um natürlich zu seyn.

**) Z. B. I. Bd. S. 13. ff. S. 95. 96. 123. S. 131. 172. u. a. m.

und das viele *Begatten* wohlgezogenen Frauens zimmern nicht Schamröthe abnöthigte. — O wehe! wie würden die Xenien um den *plumpen Gesellen* herumfliegen, der sich unterstände, wär's auch noch so gelinde, zu sagen der grofse Göthe könne *irren*, er könne klein und gemein werden, wenn er sich vernachlässige und alle venetianische Verslein ohne Wahl drucken lasse, und sey thörigt, wenn er *the devil's work for nothing* thue.

Eben so sagt Herr Schiller recht ehrbar:

Schädliche Wahrheit wie zieh ich sie vor
dem nützlichen Irrthum!
Wahrheit heilet den Schmerz, den sie
vielleicht uns erregt.
Wahrheit ist niemals schädlich, sie straft —
und die Strafe der Mutter
Bildet das schwankende Kind, wehret der
schmeichelnden Magd. *)

*) S. 159.

Aber kaum zeigte ich ihm die Wahrheit, dafs seine transfcendentalen hyperästhetischen Grillen von dem *schönen Publikum* für das er die *Horen* zu schreiben vermeinte, unmöglich könnten verstanden oder genützt werden: gleich war aller philosophische Gleichmuth weg; gleich war ihm *der nützliche Irrthum* lieber. Er meinte *ein Gott hätte ihn gelehrt* Irrthum zu lieben, um *ihm durchs Leben zu helfen*. Seine *Tabula votiva* schrie mich an: *)

Du willst Wahres mich lehren? *Bemühe*
Dich nicht! Nicht die Sache
Will ich durch Dich, ich will *Dich* durch
die Sache nur sehn.

Nun ward die Sache ganz vergessen, und es ging über *mich* her, den *dummen abgeschmackten lächerlichsten* Menschen, der sich unterstand *Wahrheit* zu zeigen, die *Schiller* nicht sehen wollte. Aber warum nicht? Vorher

*) S. 155.

sagte er ja: *die Wahrheit sey niemals ſchädlich.* Das war doch eine so schöne Philosophie — in Worten!

La Fontaine erzählt uns, daſs einer Katze von den Göttern die Gestalt eines schönen Frauenzimmers sey verliehen worden. Sie war so schön, so süſs, so angenehm, bis — sich eine Maus blicken lieſs; augenblicklich lag sie auf allen Vieren, und zeigte, daſs sie bey der äuſserlich schönen menschlichen Gestalt dennoch innerlich ihr Katzenthum wohl bewahrt hatte. So ist Dünkel und Leidenschaft, die sich hinter schöne philosophische Worte verstecken, aber sogleich hervorspringen, sobald die niedrige innere Neigung zu befriedigen Gelegenheit da ist.

Wehe dem, welcher meint, um sich *durchs Leben zu helfen*, dürfe er die Ohren gegen die Wahrheit verstopfen, wenn ihm der nicht gefällt der sie sagt! Nicht *ein*

Gott lehrte ihn das, sondern *niedrige Schmeichler und Klienten* haben ihn verwöhnt. So begegnen nun unsere Herren, gewohnt beständig geschmeichelt zu werden, jedem Schriftsteller und Leser als wäre er ihr Klient, den sie nach Gefallen, wie der Erzbischof von Granada den Gil Blas, beym Ärmel nehmen, und mit ein Paar Xenien auf den Weg, ihrer Dienste entlassen könnten. Sie selbst glauben, sich als Wesen höherer Gattung ankündigen zu dürfen. Das Verdienst anderer Dichter und Gelehrten kommt bey Ihnen gar nicht in Betrachtung, sie dünken sich über alle andere hoch erhaben zu seyn, und jedem mit Verachtung oder Grobheit begegnen zu dürfen, so wie es ihnen einfällt. Damit wollen sie den Grund zu einer neuen *poetischen Universalmonarchie* legen, welche ein Ende nehmen wird, hoffentlich nicht wie die von

Zimmermann ehemals gesuchte *prosaische Universalmonarchie*, traurig, sondern lächerlich wie die Regierung der beiden humpelnden Könige von Brentford im *Rehearsal*, deren jeder nur einen Stiefel hatte!

Aus diesem elenden Dünkel und Übermuthe sind die Xenien entsprossen, welche es darauf anlegen einen studentikosen ungezogenen Ton in die deutsche Litteratur einzuführen und dieselbe von der poetischen Seite zu verderben, so wie die kritische scholastische Wortweisheit, und der darauf gegründete Übermuth schon anfängt sie von der prosaischen Seite zu verderben. Die Xenien sollen *Feuerwerke* seyn, sagen die Herren. *) Ja wohl! Sie platzen auf, sinken, und stinken!

Im *Archive der Zeit und des Geschmacks* (März 1795) ward eine Abhandlung *über die*

*) S. 206.

deutsche Prose und Beredsamkeit eingerückt, voll feiner Kritik aufs anständigste vorgetragen, gesetzt sogar, sie wäre hin und wieder allzustrenge gewesen. Es war niemand genennet, aber es scheint, es schlug jemanden das Gewissen; und dieser Jemand meinte etwa, es wäre in diesem Aufsatze zu verstehen gegeben, seine prosaische Schreibart sey nicht ohne Tadel. Sogleich erhob sich ein mächtiger Mann (in den *Horen* 1795 *V.* Stück,) nannte dieſs Beginnen *litterarischen Sanscülottismus*, sagte: »der *entscheidende Ton* und die *Manier*, »womit man sich das Ansehen eines umfas»senden Geistes zu geben denkt, ist in dem »Kreise unserer Litteratur *nichts weniger als* »*neu*, aber auch die *Rückfälle einzelner Men*«*schen* in ein *roheres Zeitalter* sind zu be»merken.« Damals also, als, ohne alle Unanständigkeit, im Allgemeinen von Schwächen

geredet ward, in welche Schiller und Göthe auch gefallen sind, wollte die Keuschheitskommission auf dem Parnasse in Jena ängstlich sorgen, dafs die Kritik Hosen trüge. Wie ists denn jetzt mit dem *entscheidenden Tone* des Musenalmanachs, womit sich die Herren das Ansehen *weit umfassender Geister* geben wollen? Mit dem *groben Rückfalle* der Xenien in *ein roheres Zeitalter?* Ich weifs nicht welche Beinkleider die Herren Göthe und Schiller angezogen hatten, da sie die *Xenien* schrieben, oder ob sie etwa damals wie Bergschotten gingen, um gröfsere Kräfte zu ihren Angriffen zu erlangen? Auf allen Fall siehet man deutlich, die Herren haben poetische Hosen — so wie Swift das Gewissen beschreibt — »bestimmt Schmutz und unordentliche Begierden zu bedecken, welche »aber beiden zu Dienste sogleich willig her»abgezogen werden.«

Es ist in dem wegwerfenden Tone der Xenien so etwas vom *Signore Pococurante Noble Venitien*, im *Candide* *), der an allem was er sah, etwas zu tadeln fand. Er hatte sogar, beynahe wie unsere beiden Herren, (die sich freylich immer selbst ausnehmen, wenn sie allgemein verächtlich urtheilen) *un souverain mépris pour nos poètes allemands!* Am Ende zeigte sich dafs der Mann zu viel und zu früh gelebt hatte, daher war er grämlich und *peevish* geworden, daher war ihm nichts zu Danke, und er tadelte alles aus langer Weile, seine Mädchen, und alle Kunstwerke und alle Schriftsteller! Gerade so machen es unsere Herren. *Signor Pococurante* trieb übrigens seine Tadelsucht doch nur in seinem eignem Hause; aber öffentlich vor dem ganzen Publikum den *Pococurante* zu spielen, ist etwas sehr mifs-

*) S. *Candide, Chapitre* XXV.

liches; es siehet so aus, als wolle man sich der ganzen Welt blofs geben, dafs man ein abgelebter eingebildeter Göck sey, der selbst nicht wisse was er wolle.

Und noch liefs *Pococurante* seine mifsmüthige Laune nicht andere Leute entgelten, er gofs nicht auf die ruhig vorbey gehenden Musen

— Den vollen Venediger Nachttopf.

Auch war *Signor Pococurante* bey aller seiner mifsmüthigen Laune noch billig genug, sie keinem andern eben so aufdringen zu wollen. Er sagte »*Je dis ce que je pense, et »je me soucie fort peu que les autres pensent »comme moi!*« So nicht unsere Xeniengeber. Alle die nicht so denken wie sie, nennen sie *Philister;* und die müssen nicht blofs geneckt, sondern gar *verderbt* werden, damit die Herren allein regieren können. Sie rufen dem feurigen Theile ihrer Distichen zu:

Fort ins Land der Philister, ihr Füchse mit brennenden Schwänzen;
Und verderbt der Herrn reife papierene Saat *).

Simson schickte den Philistern die Füchse, als ihm sein Weib — eine Philisterinn — untreu ward. Man merkt wohl, es mufs den Herren im gelehrten Lande der Philister etwa ein Weib, sey es Muse, Hore, Grazie oder Furie, oder was es sey, *untreu* geworden seyn. Deswegen aber, und weil die Xenien faulen Eselskinnbacken gleichen, sind die Herren noch keine *Simsone*!

Und wenn nun vollends die üble Laune eines *Pococurante* nur blofs verborgener Groll und eigensüchtiger Dünkel wäre, wenn er auf Schriftsteller und Künstler nur deswegen schimpfte und schölte, weil sie ihn nicht

*) S. 209.

Bayerische Staatsbibliothek München

genug gelobt, nicht seine Protektion demüthig genug angeflehet, oder wohl gar seitwärts über sein flaches Geschwätz und seine wunderliche Laune die Achseln gezuckt hätten; so wird man sagen, der *Signor Pococurante Noble Venitien* ist ein rachsüchtiger Bursch, und ein kindischer Egoist. Und so ists mit unsern *Sgri Pococuranti.* Sie erklären in zwey Sprachen, französisch und deutsch, allen denen welche nicht vollkommen ihre gehorsamsten Diener seyn wollen, allen welche irgend etwas an ihnen getadelt haben, ohne alle Gnade *offenbaren Krieg*! Man lese im Musenalmanache S. 211.

Guerre ouverte.

Lange neckt ihr uns schon, doch immer heimlich und tückisch.
Krieg verlanget ihr ja, führt ihn nun offen, den Krieg.

Da haben wir's! Nun ist der Krieg er-

klärt gegen alle welche sich gegen die Herren aufgelehnt haben! *Classica canamus!*

Die Xenien sind aufgestanden in Masse, und postiren sich vor Brentford — dem Flecken wo die Herren regieren — vierhundert bis fünfhundert an der Zahl, in grünen, rothen, grauen, bunten Wämsern und in Kitteln, bewaffnet mit Flegeln, Mistgabeln, dicken Prügeln und was zuerst in die Hand kommt; alles gilt. Wehe dem der die Zwiebeln der Brentforder ausgraben, ihre Rettige plündern, ihre zerlumpte Kittel ihnen ausziehen, und in ihren schmutzigen Hütten die Öfen einschlagen wollte, woran ihr hoher Genius sich wärmte! Nichts geringeres, meinen sie, sollen die tückischen Philister im Sinne haben; und wenn sie sich das unterständen, bekämen sie keinen Pardon. Aber gegen den, welchen diese wichtige Beute nicht reizt, sind die Xenien und ihre Herren zahm wie

die Lämmer! Sie lassen manche fremde Truppen vorbeyziehen, und sonderlich gegen einige welche ihnen ein wenig stark und kurz angebunden scheinen, sind sie recht manierlich, präsentiren die Dreschflegel, und endlich wenn sie sehen, dafs die andern nichts arges meinen, werden sie zutraulich, bieten einem *Vofs* oder *Garve* im Vorbeygehen eine Prise Weihrauchkörner aus ihren hölzernen Tabaksdosen an. — Danken gar schön! es sind allzuschmutzige Hände darin gewesen! — Doch wer von den Vorübergehenden etwa über die wichtige Stellung und die zerrissenen Hosen des Brentfordschen Xenienheeres ein wenig den Mund verziehen möchte, thue es nur wenn er ganz vorüber gegangen ist, sonst wird er geschimpft. Denn die Xenien, ob sie gleich dem nicht viel schaden können, der auf seinen Füssen feststeht, sind doch grobe Knollen, und ihre

beiden Heerführer wissen den Koth wunderbar weit zu werfen.

Die grofsen Thaten werden nun erwartet von den Füchsen mit den brennenden Schwänzen, als Avantgarde auf die feindlichen Äcker geschickt; denn weislich sind die beiden Heerführer selbst beym Hintertreffen, beym Wurfgeschütz von Koth und Steinen geblieben, wodurch die xenischen Rettige und Zwiebeln —

Fila Tarentini grauiter redolentia porri
Edisti quoties, oscula clausa dato!

nebst den warmen Öfen — zu vertheidigen sind.

Aber, o widriges Schicksal! Die angegriffenen Nachbarn (gar nicht Philister, sondern gute ehrliche Pächter und Ackersleute von Twickenham und Richmond, eben so gut und besser wie die naseweise Bursche von Brentford) haben unter die Füchse ge-

schossen ehe sie auf ihr Land kamen; das Vieh wird scheu, die Lunten zu kurz, die Schwänze brennen an, und so laufen die Füchse in die eigenen Äcker ihrer gnädigen Herren zurück. Nun beginnt das grofse Gefecht der Brentforder wider ihre Füchse! Jupiter wägt in seiner Wage das Schicksal der Xenien mit verbrannten Schwänzen und der Xenien mit Mistgabeln bewaffnet. Die Flegel fallen, die Füchse bellen und beifsen, die verwundeten Xenien heulen, die Ähren rauchen, alles ist in wildem Getümmel, die Brentforder Ärnte brennt halb ab und wird halb zertreten; wenige Füchse, dem Kampfe entronnen, laufen versengt ins nächste Dickicht. O! ihr Könige von Brentford! Wäret ihr nicht so rachsüchtig gewesen, ihr hättet euer eigenes Land nicht verwüstet! Eure Füchse wären nicht versengt, eure Flegel nicht zerschlagen und eure Forken nicht zerbrochen worden!

Aber die Xenien, diese Brentfordbeschützer fürchten sich vor ihrer eignen Tapferkeit; damit nur Philister und Füchse nicht wieder kommen mögen, singen sie beym Abzuge den drohenden Siegesgesang *):

Unserer liegen noch tausend im Hinterhalt,
dafs ihr nicht etwa,
Rückt ihr zu hitzig heran, Schultern und
Rücken entblöfst!

Denn freylich — dem sind sie nicht furchtbar, der ihnen gerade ins Angesicht sieht. — Und nun ziehen sie wohlbehalten und ermüdet vom Siege, in den engen Pafs hinter dem Ofen ihres Genius. Da liegen sie unter der glorreichen Überschrift:

Ὦ ξειν' ἀγγειλον τοιν κοπροφοροιν, ὁτι τηδε
Κειμεθα, τοις κεινοιν πειθομενοι νομιμοις!

Aber warum wollen denn nun beide er-

*) S. 259.

zürnte Herren überhaupt *offenbaren Krieg?* Antwort: Es ward beiden von den Philistern gar zu arg gemacht. Sie hattens doch so oft selbst gesagt und so oft von ihren Klienten wieder gehört, nicht nur, dafs sie die einzigen Dichter wären, über ihr Sekulum erhaben und Deutschland ihrer kaum werth, sondern auch Philosophen gröfser wie Kant, Optiker gröfser als Newton, kurz Alles in Allem und in Allem die Höchsten, die Vortreflichsten, die Edelsten, die Allein-wisser!

Leidlich hat Newton gesehen, und *falsch geschlossen*, am Ende
Blieb er, ein Britte, *verstockt*, schlofs er, bewies er so fort.
Newton hat sich *geirrt?* Ja *doppelt und* dreyfach! und *wie* denn?
Lange steht es gedruckt, aber es liefst es kein Mensch *).

*) S. 240. 243.

Hinc illae lacrymae! Lange steht es gedruckt, was für übervortrefliche mehr als vortrefliche einzige Leute diese Herren sind, aber die tückischen Philister wollens nicht glauben, und einige Werke dieser Herren, welche sie selbst gar vortreflich finden, *lieset kein Mensch*! Das ist doch betrübt. Die vom Publikum so wenig bemerkten Geisteskinder dieser Herren sind freylich ihre schwächsten, abgezehrte rachitische Geschöpfchen, von den Vätern am meisten geliebt, die aber kein anderer lieben kann und mag. Sie sagen zwar selbst:

> Nur aus vollendeter Kraft blicket die Anmuth hervor *);

aber merken gar nicht wie viel ihren neuern Geisteswerken Kraft und Vollendung fehlt.

Und die Herren haben überdies das Schicksal, dafs selbst ihre besten Kinder nicht

*) S 145.

auf die rechte Art geliebt werden, wie die Herren Väter sie wollen geliebt wissen; denn die Liebhaber sind am Ende doch nur *Deutsche*, von einer niedrigen Nation, zu welcher so hohe Dichter sich *herabbücken* müssen *). Es ist ihnen zuwider, dafs der Weihrauch nicht gerade in die Nase zieht, dafs ihre Hoheit sich erst darnach bücken mufs, und was noch schlimmer ist, oft beym tiefsten Bücken ereignet sichs, dafs dennoch kein Weihrauch die Nase kützelt; hingegen finden andere Dichter und Schriftsteller Beyfall, die von den Herren als Philister weggeworfen sind. Und das sollte so vor ihren Augen geschehen dürfen?

Endlich werden die sich selbst liebenden Herren sogar getadelt, und darüber gerathen sie in bösen Unmuth; denn sie meinen, so unverbesserliche Männer müfsten doch ei-

*) S. 180. s. auch oben S. 83.

gentlich *allen* gefallen; und da dieſs nicht erfolgt, werden sie unwillig über ihr deutsches Vaterland, das gar nicht so ist, wie es die Herren haben wollen. Um es zu strafen, machen sie bekannt, sie verachteten die Menge und wollten nur *wenigen* gefallen; sie rufen aus: *)

Kannst du nicht *allen* gefallen durch deine
That und dein Kunstwerk,
Mach es *wenigen* recht; *vielen gefallen*
ist schlimm.

Damit ist aber wider ihr Vermuthen Deutschland wohl zufrieden, denn die *Wenigen* denen die Herren *alles recht machen*, bestehen nur in dem Zirkel ihrer Klienten die alles ohne Ausnahme an ihnen hoch erheben, wobei *viele* vernünftige und einsichtsvolle Deutschen die Achseln zucken. Das Schlimmste ist nun, daſs die Eitelkeit

*) S. 177.

dieser Herren, welche es sehr übel aufnimmt, dafs ihre mittelmäfsigen Schriften wirklich nur *Wenigen* gefallen, *den Beyfall der Vielen* — denen zu gefallen doch schlimm seyn soll — immer noch als eine Schuldigkeit verlangt. Die Vielen aber fangen nach und nach an es ziemlich laut zu sagen, dafs in den Gedichten der Herren manches nichts taugt, dafs die Philosophie und die Ästhetik, und die Kritik, und die Optik, und die Mineralogie, und die Botanik, und die Geschichte, und die Memoiren und die Musenalmanache dieser Herren ganz artig, aber doch nicht weit her sind. Das verdriefst die Herren bas. Sie fahren auf, schimpfen um sich herum, alles ist ihnen nicht recht, alles um sie her ist ihnen verächtlich bis zum Todtärgern; denn selbst wenn die Herren lachen wollen, kneipt immer der Mifsmuth an ihren blassen Lippen.

Die armen Leute! ihr Todtärgern erweckt nur Lächeln. Dafs nun sogar ihr Zorn so wenig gilt, können sie so nicht hingehen lassen! Nun wollen sie *offnen Krieg*, nun wollen sie die *reife papierene Saat der gelehrten Philister verderben!* — Verderben? — Ach! sie fühlen an die Stirn, sie ist kalt, an die Arme, sie sind ohne Nerven. Nicht nur zuweilen zum Dichten, sondern sogar zum Verderben, mangelt's an Kraft:

Schreckensmänner wären sie gerne, doch lacht man in Deutschland
Ihres Grimmes, der nur mäfsige Schriften zerfleischt. *)

Und nun werden die schrecklichen Männer ernstlich unmuthig bis zum Weinen, über Klienten, über Philister, über Viele, über Wenige, über Alle, über Deutschland, und über das Jahrhundert. Die Welt liegt im Argen,

*) S. Musenalmanach 1797. S. 252.

ausgenommen nur zwischen der Leutragasse in Jena, und dem Topfmarkte in Weimar! Da hat

Eine grofse Epoche — das Jahrhundert geboren;
Aber der grofse Moment findet ein kleines Geschlecht. *)

Ja! so ists! Kann wohl ein kleineres Geschlecht seyn, als das diese Männer von der grofsen Epoche verachtet wenn sie verächtlich werden, und bedauert wenn sie bedauernswerth sind? Und Deutschland und das Jahrhunderr gehn ihren Gang fort, wie auch die grofse Epoche dieser Herren abläuft oder nicht abläuft, und werden, wenn nicht besser doch wenigstens nicht schlechter; aber die unmuthigen Herren könntens leicht werden; denn indem sie selbst immer nur auf andere schelten, sehen sie nicht, wie es etwa mit

*) S. Musenalmanach S. 206.

ihnen selbst beschaffen seyn möge? Ob's da etwa fehle? Sie sagen: *)

Überspringt sich der Witz, so lachen wir
über den Thoren,
Gleitet der Genius aus, ist er dem Rasenden gleich.

Das ist in ihrem Musenalmanache zu sehen. Da ist übersprungener Witz die Menge, und den *Genius* scheinen sie blofs im *Ausgleiten* zu suchen. Wir können kaum über jenen lachen, was sollen wir über diesen?

Die armen Leute! Alles geht ihnen verkehrt, wie sie es denn auch so anfangen. Sie verkündigen offenen Krieg und niemand wird versehrt; sie wollen eine Ärndte verbrennen, und versengen nur ihre Füchse. Apoll verleihe ihnen doch wieder ein Stündchen frohen Muths, und bessere Gedichte, damit

*) S. 173.

auch andere Leute wieder an ihnen Freude haben können!

Dafs die Indignation der Dichter in Verse ausbricht, ist schon seit den ältesten Zeiten Herkommens, und also ein gewöhnliches und an sich für Körper und Geist ganz heilsames Ding. Wenn aber bey *guten* Dichtern der Unmuth sich durch *schlechte Verse* entledigt, ists ein bedenkliches Zeichen; es steckt sodann gewifs viel *Materia peccans* tief in der Seele. Der Geist ist zu schwach; daher kann er sich nur des Groben entladen. Das geistige Gallenfieber kommt nicht zur Krise, es geht in ein schleichendes über, der Geist wird immer schwächer und empfindlicher, immer mehr *peevish* und kleinlich, und wenn er nicht ernstlich auf Heilung seiner Schwachheit denkt, so lange es noch Zeit ist, wenn er nicht auf sich Acht giebt, und gute Geistesdiät hält, so wird sich die

Gei-

Geisteskraft immer mehr vermindern, und es wird ihn die *Materia peccans*, worin er zu lange geschmort hat, entweder kraftlos aufschwellen, oder er wird kraftlos vertrocknen.

Unmuth mit der jetzigen Welt ist eine gewöhnliche geistige Beschwerde des Alters, vielleicht unter so manchen Beschwerden desselben die schlimmste. Das Alter an sich isolirt. Die bekannten Freunde der Jugend sterben ab, es kommt eine neue Welt die ihren Weg geht und sich um uns nicht bekümmert; der ist aber der Unglücklichste an dem Niemand Theil nimmt, und das leichteste Mittel so unglücklich zu werden, ist, dafs man selbst untheilnehmend werde. Das ists also wofür ein alter Mann vorzüglich sich zu hüten hat, besonders wenn er Schriftsteller ist, und sein Geist bey Kräften bleiben, und er guten Muth behalten soll: was doch mehrentheils den Alten so schwer

wird. Woher mag das kommen? Man erlaube mir aus eigener Erfahrung zu reden.

Als ich anfing alt zu werden, merkte ich auch nach und nach diese Beschwerde bey mir, wovon ich sonst nichts gewufst hatte. Manchmal meinte ich anfänglich, die jetzige Welt mache es zu arg und werde immer schlimmer; und wahr ists, es kommen wohl manche einzelne Stunden, wo man vorige glückliche Zeiten bedauern möchte. Indefs fand ich bald, dafs es nichts hilft, wenn ein alter Mann beständig *laudator temporis acti* ist, ich fand, dafs die Welt dennoch ihren Weg gehet, und dafs ein alter Mann doch in und mit dieser Welt leben mufs. Da ging ich in mich selbst hinein, bedachte dafs Empfindlichkeit ein Zeichen der Schwäche ist, und wenn mir dieses oder jenes nicht gefallen wolle, möge es wohl an mir liegen. Ich suchte also mei-

nen Geist durch Vernunft und Frohsinn zu stärken, und nachher schien mir die jetzige Welt viel besser auszusehen. Sie war freylich in manchen Stücken *anders* als in meiner Jugend, aber wenn auch manches wirklich *ärger* schien, fing ich an in vorige Zeiten zurückzugehen, und da kam mirs vor, es möchte damals auch manches *anders* und *noch ärger* gewesen seyn als jetzt. Wenn man in die Geschichte zurückgeht, so kommt man auf den Gedanken, dafs die Menschheit durch alle verschiedene Modifikationen ihrer Existenz nie ganz verdirbt, und dafs es nur die Schuld der einzelnen Menschen ist, wenn sie verderbt werden. Daher sage ich mir immer, ich will die Welt ihren Weg gehen lassen, und nur fleissig auf mich selbst Acht geben, dafs *ich* nicht schlechter werde.

Wie könnte diefs ein vernünftiger Mann

am sichersten bewirken? Durch Sorgfalt dafs er nicht *schwächer* werde! Der schwächste Geist ist der, welcher sich *nicht selbst beherrschen* und *selbst leiten* kann, und daher nicht ertragen will, was ausser uns ist und nicht von uns abhängt. Die Zeit geht fort und wir mit der Zeit. Wir sehen die Veränderungen ausser uns, vergessen aber oft die Veränderungen in unserm Innern. Wir meinen es geschähen ganz ungewohnte Dinge, und wir selbst sind nur verwöhnt. Es fehlt uns an Kraft oder an Muth, dasjenige was um uns herum geschieht mitzumachen oder nach seinem Werthe zu schätzen, und nun meinen wir schnell, alles wäre gar nicht recht so wie es seyn sollte. Da liegt denn der eigentliche Fehler, der unserer Meinung nach im Ganzen liegen soll, das wir nicht kennen und woran wir nicht Theil nehmen wollen, blofs nur in unserer eigenen Schwäche,

in unserer Vereinzelung, in unserm *Ausglei-*
ten. Die Theilnahme und Vereinigung mit dem Ganzen ohne eigene Individualität zu verlieren, würde uns empor halten, und hindern mit Grämlichkeit alt zu werden.

Eines der schönsten kleinen Gedichte in diesem Musenalmanache ist folgendes *):

Einig sollst du zwar seyn, doch *Eines* nicht
mit dem Ganzen,
Durch die Vernunft bist du eins, einig
mit ihm durch das Herz.
Stimme des Ganzen ist deine Vernunft, dein
Herz bist du selber,
Wohl dir, wenn die Vernunft immer im
Herzen dir wohnt.

Die erste Zeile ist mir aus der Seele geschrieben, die folgenden scheinen nicht ganz richtig. Nicht durchs *Herz*, — worunter der Sprachgebrauch die innern Gefühle, das Empfindungs-

*) S. 169.

und Begehrungsvermögen versteht — sondern durch die *gesunde Vernunft* werden wir *einig mit dem Ganzen.* Eines jeden Menschen subjektiver *Verstand* und *Vernunft*, seine subjektiven Überzeugungen, individualisiren ihn, und wenn seine Seelenkräfte alle in edelm Verhältnisse stehen, machen sie ihn *Eins* mit sich selbst. Hingegen der *gemeine Verstand*, welchen jetzt unsere formalen Philosophen so ungerechter Weise zu verachten affektiren, ist keinesweges blofs der Verstand *gemeiner Leute. Gemeiner Verstand, bon sens, common-sense, gesunder Menschenverstand, gesunde Vernunft,* hat immer die Masse der Wahrheiten, der Überzeugungen und ihrer Resultate bedeutet, worin der individuelle Verstand aller oder der meisten verständigen Leute von verschiedener Beschaffenheit *übereinkommt*, und die also ihnen allen *gemein* sind. Dafs die Erde sich um die Sonne

drehe, war zu den Zeiten des Galiläi keine Wahrheit des *common-sense*, jetzt wohl; und so sind der ſcientifiſchen, moraliſchen und politiſchen Wahrheiten viele, *welche jetzt* der *gemeine Menſchenverſtand*, die bloſse *geſunde Vernunft* erkennt, und im vorigen Jahrhunderte noch nicht. Durch den bloſsen abſtrahirenden Verſtand wird der individuelle Menſch nicht mit dem Ganzen vereinigt. Der abſtrahirende Verſtand vereinigt nur das ſehr kleine Ganze einer einſeitigen Schule; ſogar wird er ſelten Schule mit Schule vereinigen, ohne alle Beyhülfe des gemeinen geſunden Verſtandes, der ſich auf Beobachtung des Ganzen, folglich auf Erfahrung und Nachdenken darüber gründet, und dadurch genährt wird. Je gröſser daher in einer Maſſe von Menſchen, in einem Lande, in einem Zeitalter die Maſſe ſolcher Wahrheiten iſt, die bis zum *gemeinen Verſtande* gedrun-

gen sind, für desto *verständiger* können sie gehalten werden; und für desto *vernünftiger*, je mehr diese Masse von Überzeugungen auf ihr Verhalten wirkt. Jemehr daher jeder vernünftige Mann, seiner eigenen Individualität unbeschadet, durch die Masse der seinem Zeitalter *gemeinen* Wahrheiten, mit dem Ganzen *einig* ist, desto mehr wird *Wohlwollen* gegen das Ganze sein *Herz* beleben, desto besser wird *das Ganze* der menschlichen Gesellschaft bestehen, und desto mehr Übereinstimmung, Ruhe und geistiger Genufs wird auf jeden Einzelnen verbreitet werden. Diese Gesinnung zur Richtschnur anzunehmen, bestrebte ich mich, von der glücklichen Zeit an, da Moses Mendelssohn und ich den Shaftesbury studirten und aus ihm unsere Lebensphilosophie durch freundschaftlichen Gedankenwechsel zu bilden suchten, um von ihr sicher geführt zu werden. Sie hat uns geführt, und

giebt mir auch noch im Alter Kraft mit Frohsinn und Toleranz unter der jungen Welt fortzuleben, so viel Gutes zu wirken als ich kann, jedes Gute im Ganzen aufzusuchen, einig damit und eins mit mir selbst zu bleiben. So hindert die Theilnahme an allem Guten des Ganzen und das Bestreben es zu befördern, dafs der alte Mann nicht einzeln da stehe.

Herr Schiller hingegen scheint schon, wenn nicht alt, doch etwas grämlich wie ein alter Mann, werden zu wollen. Er sucht auch schon die *)

Quelle der Verjüngung.

Glaubt mir, es ist kein Mährchen, die Quelle
der Jugend, sie rinnet
Wirklich und immer. Ihr fragt, wo? in
der dichtenden Kunst.

Diefs gebe ich gern zu. Glücklich ist wer sie hat, dreymal glücklich wem sie im

*) M. A. für 1797. S. 59.

Alter bleibt! Die dichtende Kunst die den Geist erhebt, ist gewifs ein Zeichen fortdaurender männlicher Kraft des Geistes. Aber wir haben ja Beyspiele von Dichtern die früh unmuthig wurden wie alte Leute, und bey denen auch früh die dichtende Kunst abnahm. Wie möchte bey denen, wo nicht diese Kunst erneuert, doch die übrige Jugendkraft gestärkt werden? Die sichersten Mittel werden wohl die zwey obenerwähnte seyn: *Selbstkenntnifs*, verbunden mit *Selbstbeherrschung*; wenigstens durch Unzufriedenheit mit dem was um uns ist, wird gewifs sowohl die dichtende Kunst als die Verjüngung gehindert.

Wenn man untersucht, warum alte Leute so leicht *laudatores temporis acti* werden; so findet sich bald, dafs gewöhnlich dabey sehr viel von der *laudatione sui ipsius* im Hinterhalte liegt. Denn wir bilden uns im-

mer ein, da wir noch selbst jünger und munterer waren, wäre die ganze Welt jünger und munterer gewesen, und die jetzige wäre schwächer, weil wir selbst schwach sind. Indem wir die jetzige Zeit tadeln, ist mehrentheils Eigenliebe und Selbstlob die geheime Ursache.

So wie alten Leuten, gehet es auch jungen Leuten, die früh alt werden. Es scheint mir, junge Schriftsteller welche sich gern selbst loben, können eher als andere an Geisteskräften abnehmen. Es ist natürlich dafs ein solcher sich in den Mittelpunkt der Welt setzt, alles nach sich beurtheilt, selbst was er nicht kennet und kennen mag. Da er nichts lobenswürdig findet als was seinem Ich schmeichelt, mufs er bald mit dem Ganzen unzufrieden werden, mit dem er nicht *einig* ist, und von dem er doch verlangt es soll mit ihm *Eins* seyn. Und da dieses nicht möglich ist, so vergeudet er die Geisteskräfte in Un-

muth, welche er anwenden sollte sich selbst zu beherrschen, und sich mit dem Ganzen zu vereinigen, ohne Eins mit ihm zu werden. Es war eine Zeit wo er allgemeinen Beyfall erhielt, wo das Ganze mit ihm, und er mit dem Ganzen einig war. Das Ganze blieb wie es war, er änderte sich. Es ist nicht lange her, aber für ihn ists lange; jenes war Jugend, dies schnellfolgendes Alter.

So ist, in jedem Alter, Unzufriedenheit mit dem was uns umgiebt, unrichtige Schätzung des wahren Werthes des Zeitalters, die schädliche Folge des Eigendünkels und Selbstlobes. Man giebt vor, man wolle nur *wenigen* gefallen, und ärgert sich wenn man dies nur allzuleicht erlangt. Man wird *avantageux*, *sensible*, *peevish*, *isolirt* sich, *ennuyirt* sich, alles ächt deutsch in fremden Worten. Die deutsche Sprache hat für das Allgemeine solcher Gemüthsbeschaffenheit nur Ein Wort, das etwas grob lautet.

Indefs werden wir alten Leute nun einmal alt, und die jungen Leute welche wild in den Tag hineinleben, sind Greise von vierzig Jahren; das ist nicht zu ändern. Wenn nun wir Alten im natürlichen Laufe der Dinge schwach werden; so hat die Natur unserm Körper eine nützliche Krankheit verordnet, die uns wieder herstellt, wenn wir nur unsere Kräfte nicht zu früh verschwendet haben: nämlich ein tüchtiges Podagra zwischen dem sechzigsten und siebenzigsten Jahre. So giebts auch bey der Geistesfchwachheit ein Podagra an den Füfsen des Geistes, wobey die edlern Theile frey bleiben. Da hat denn unser Geist eine Zeitlang Unmuth, wenn es mit uns und andern nicht so geht wie wir meinen, wobey wir den Schmerz über die jetzige arge Welt geduldig ertragen oder ein wenig schreyen, je nachdem wir mehr oder weniger Ver-

nunft haben oder anwenden. Nach und nach ist die Krise vollendet, und nun sind wir wieder frisch und munter, als ob wir neu verjüngt wären.

Aber die Zufälle sind viel schlimmer, wenn beym Manne zwischen vierzig und funfzig Jahren oder gar unter vierzig Jahren schon sehr viele *Materia peccans* von Eigenliebe, Eigendünkel, Selbstlob, Stolz und Unmuth im stark verschleimten Geiste tief lieget, der zu schwach ist sich von der bösen Materie loszumachen. Da ziehts hier, da kneipts dort; da ist's hier nicht recht, da ist's dort nicht recht; da ist *offner Krieg im Innern*, und niemals kommt es zu einer Krise welche die böse Materie in Bewegung bringen und herausschaffen könnte. Da sind denn dergleichen arme Patienten immer in übler Laune, und üble Laune macht bekanntlich üble Säfte. Da wird denn die *Feuch-*

tigkeit in den Gehirnhöhlen, — durch die sie, nach des berühmten Sömmering neuester Entdeckung, *denken*, — sehr *übel organisirt*; darauf erfolgt eine laufende Gicht des Geistes, ein Schwindel in der Dichtungskraft und in der Einbildungskraft, und oft in der Denkungskraft und in der Besinnungskraft, sogar im Formtriebe und im Spieltriebe. Da werden denn dergleichen arme Herren, die in ihren besten Jahren in der besten Kraft ihres Geistes seyn sollten, immer unmuthiger, immer unzufriedener, sonderlich mit dem Ganzen der litterarischen Welt, werden immer mehr *laudatores sui ipsius*, werden dadurch immer schwächer; so dafs sie oft ihre Nervenzufälle und Kopfkoliken bekommen, und in sich zusammenfallen, wenn nicht immer das stärkende Weihrauchfafs vor der Nase sie noch gerade aufrecht erhält. Kommen dergleichen Paroxysmen oft, so welkt

der Geist dahin. Einer kanns freylich länger aushalten als der andere; aber an den Geistesfrüchten solcher Herren ists am deutlichsten zu merken, wie weit es mit der Krankheit ihres Geistes geht. Zwar werden die Geisteskinder immer noch geboren:

Denn, sind die Herren Lumpenfärber
Nur recht gewandte Papierverderber,

so fehlts am Schreiben und Drucken nicht, weil sie immer noch Kräfte zu haben meinen, da sie doch nur ganz ruhig liegen sollten. Aber wenn der Geistesschwindel der Väter auf einen hohen Grad gestiegen ist, so wird er den Geisteskindern unmittelbar tödtlich. Das sehen wir an den Büchern solcher Leute, wie *Heidenreich, Fichte, Niethammer, Snell, Lavater, Jung* in Marburg, *Eckartshausen* in München, *Haschka, Hofmann, Hofstäter* in Wien, und der Menge der Leute ohne Namen, deren Namen die

ge-

gelehrten Intelligenzblätter füllen. Solche schwache Geistesfrüchte haben schon die Geistesgicht im Mutterleibe, beflecken kaum ihre erste Windel, den Mefskatalogus, und sind todt. Andere Schriften leben zwar, aber sehr schwächlich; denn sie leiden an der von ihren Vätern empfangenen Erbgicht, und können daher gar nicht zu Kräften kommen. Der *Grofskophta* stöhnt auf seinem Lotterbette, engbrüstig und von Wasser aufgeschwollen; *Reinike Fuchs auf sechs Füfsen* schleicht noch kaum und läfst den Schwanz hängen; die *ästhetische Erziehung* hat keine Waden und schwindet ohne alle Kraft dahin. Die *Horen*, in denen noch so viel herrliche gesunde Lebenskraft steckt, möchten gern ganz *rekonvalesciren*, aber es geht langsam: der ewige *Benvenuto Cellini* kann mit aller *Naivetät* seiner Handlungen die langweilige *Niaiserie* seiner *Erzählung* nicht

ersetzen; der *Ritter von Tourville* ist auch ein ziemlich langweiliger Ritter; und hin und wieder kommts zu einem Recidive von unverdaulicher kritischer Philosophie. Davor sollten die Jungfern sich besonders hüten; es ist schon manche unschuldige Schrift an solcher geistverstopfenden Nahrung erstickt.

Die ungemessene *Eigenliebe*, welche sich selbst allein sieht und lobt, daher kein fremdes Verdienst erkennt, daher über alles was nicht nach ihrem Sinne geht, unmuthig, daher immer einseitiger und mit der Welt fremder wird, daher seine eigenen Kräfte nicht kennet, daher sich mehr Kräfte zutraut als übrig sind, verursacht durch die unnatürliche Anstrengung zulezt *Geistesschwäche*, welche desto geschwinder erfolgt, je stärker sich die Patienten angreifen, und viel früher als sie dem ordentlichen Laufe der Natur

nach erfolgen sollte. Dieser Geistesverzehrung kann nichts abhelfen als *Selbstkenntnifs* und *Selbstbeherrschung*; alle andere Mittel sind Palliative.

Aber halt! *Schiller* und *Göthe* sind wohl ganz andere Menschen als wir andere Sterblichen alle! Es sind *Genies*, und für den hohen Genius gilt vielleicht nicht, dafs er sich selbst beherrschen und zu diesem Behufe sich selbst und andere kennen müsse. So hohe Genien fassen vielleicht von Rechtswegen mit ihrer „*Ideeneinheit* das ganze »Reich der Erscheinungen unter sich, und »unterwerfen die *Mannichfaltigkeit* der Welt der »Einheit ihres *Ichs!* «*) Unsere Herren möchten sehr gern, dafs man diefs glaubte. Die *Horen* haben sogar kürzlich *festgesetzt*, »dem

*) Diefs gebietet Hr. Schiller in den Horen 1795. IItes Heft. S. 67. ff.

»Genie gebühre, als ein *Fremdling* auf die »Erde zu schauen.« Der Leser beliebe nicht zu lachen, es ist Ernst *). Wer kaum ein wenig *Talent* bey sich spürt, erklärt sich bald zum *Genie*. Das Genie ist aber, nach der Meinung dieser Herren, nur in seiner *innern Welt* (ob der Einbildungskraft oder der Einbildung, wird so genau nicht gesagt) *zu Hause*, und beherrscht, *von da aus*, *die ganze Natur*. Sie versichern mit derselben übereingekommen zu seyn, dafs sie *alles leisten mufs*, was der Genius *verspreche* **); ein bequemer *leoninischer*

*) S. Horen 1796. X. Heft. S. 67. »Julius hatte »poetisches *Talent* und war oft versunken »in seine Dichterwelt, wenn es darauf an»kam, *Würde und Kraft in der Wirklich»keit* zu zeigen. Nur dem ächten Him»melssohne *Genie gebührt* es, aus der Klar»heit seiner *innern Welt* als ein *Fremd»ling* auf die Erde zu schauen.«

**) Die Herren haben dies schon *im Musenalmanache von* 1796. S. 179 festgesetzt:

Bund, wo nur Ein Theil etwas leistet. Unsere Herren sind aber sehr *grofse Genies*, bis in die *Xenien*, das ist schon an ihrem Mifsmuthe und ihrer ekeln Laune zu erkennen. *Quel grand Genie*, sagte Kandide, *que ce Pococurante! Rien ne peut lui plaire!*

Aber um Verzeihung! Woher haben denn solche Genies das Privilegium nur in ihrer *innern Welt* zu Hause, und auf der weiten Erde *Fremdlinge* zu seyn, in der sie doch leben, in der sie doch handeln und sogar Bücher über Bücher schreiben? Eben daher, woher ihre *schöne Naturen* das Privilegium zu erlangen meinten, *moralischedel* zu *seyn*, ohne *moralischedel handeln* zu dürfen *), eben daher, woher *Fichte* und nach

Mit dem Genius steht die Natur im ewigen Bunde,
Was der eine *verspricht*, *leistet* die andere gewifs.

*) s. oben S. 61.

ihm die Magister die er in die grofse Lehre des *Ich* und *Nicht-Ich* initiirte, zu der Meinung kamen, es *gebühre* ihnen „die *oberste* „*Aufsicht* über den wirklichen Fortgang des „menschlichen Geschlechts, und sie wären „die *höchsten und wahrsten Menschen.*“ Es ist nichts als der wohlgefällige Dünkel der hochdaherfliegenden Seherlinge und der transfcendentaltiefen Förmlinge, die ihr *Ich* zum Gotte des Spinoza machen möchten, zur einzigen Substanz, von der alle andere Gelehrten und Dichter blofse Modifikationen wären. Das Genie, der Schöngeist, der Formenlehrer: *Ich*; die andern: *Nicht-Ich.* Solche eingebildete Gottheit ist aber der schlimmste Aberglauben, der Aberglauben an sich selbst.

Egoismus verdunkelt das Genie, und trocknet es endlich ganz aus. Eigensucht hindert das Wohlwollen, wodurch Menschen mit Menschen verbunden werden; ohne

Wohlwollen findet kein Verdienst statt, und ein Genie ohne alles Wohlwollen ist nicht ächt. Das wahre ächte schaffende Genie, in seinen Werken, ist allerdings auf gewisse Weise über die Erde erhaben, aber nicht ein *Fremdling* darauf. Die Gottheit wird nicht auf der Erde erblickt, aber ihr wohlthätiger Ausfluſs schaft Leben und Seligkeit durch die ganze Natur. Das ächte Genie gleicht Gott:

Der alle Welten segnet,
Auf Gut' und Böse regnet,
Und seine Sonne scheinen läſst.

Das eingebildete Genie ist wie der Dalai-Lama, dessen Dünkel angebetet seyn will, und der den Anbetern seinen Koth austheilen läſst.

Wahr ists! Das Geisteswerk, hervorgebracht vom ächten Genius, ist so sehr über gemeine Geisteswerke erhaben, es steht so

absolut in seiner Vollkommenheit da, dafs es von einer mehr als menschlichen Schöpfungskraft hervorgebracht scheinen möchte. Diefs fühlt jeder innig, dem Geistesgenufs Bedürfnifs, und dem hoher Geistesgenufs in den besten Werken der Alten und Neuern hohe Seligkeit ist. Göthen und Schillern verdanken wir Werke des ächten Genius. Wer verkennt das? Aber sie vernachlässigten sich auch, sie schreiben Prosa nnd Verse die weniger als mittelmäfsig sind. Wem kann verwehrt werden, das zu fühlen und zu sagen? Wenn *Raphael* ein Schneiderschild malt, so ist er zu beklagen, wenn er seine hohe Kunst so wegwerfen *mufs*, mufs er nicht, so macht ihm solcher Leichtsinn *nicht Ehre;* aber in jedem Falle wird Raphael auch noch im Schneiderschilde dem Kenner erscheinen, und er wird seine kleinste Spur verehren. Wenn aber Raphael,

weil er die Kenner verachtet, weil er den Dünkel hat, alles was von ihm kommt wäre für die Kerle gut genug, Bierzeichen hinkleckst, und Kindertrommeln bunt anstreicht, wie ein Dutzendmaler; dann ist er gar nicht mehr Raphael, und wird noch verächtlicher, als ein bloſser Dutzendmaler.

Es ist nicht alles ein Werk des Genius, was ein Mann schreibt der Genie hat. Newton schrieb über die Apokalypse, Göthe über die Optik, und Schiller — weder ein Göthe noch ein Newton — Briefe über die ästhetische Erziehung. Wer Menschen und Gelehrte kennet, bedauert zwar solche Erscheinungen, sieht aber nur allzudeutlich woher sie kommen. Aber ein Genie, das ein *Fremdling auf der Erde* ist, kennt sich und andere nicht, hält gemeiniglich den Zirkel der Klienten die ihm schmeicheln für seine *innere Welt*, vernachlässigt sich,

schreibt immer schlechter, und wird zuletzt ganz untüchtig, *Kraft in der Wirklichkeit* zu zeigen.

Wozu auch *selbst Kraft zeigen!* Der Musenalmanach hat, wie schon bemerkt, *) festgesetzt, der Genius dürfe nur *versprechen*, und *die Natur selbst leiste* was er verspricht. Kann man in vollem Ernste etwas ungereimteres sagen!

Der ächte Genius mit Selbstkenntniſs und Bescheidenheit verbunden, wird allerdings nichts versprechen als was seine Natur leisten kann. Aber o du arme Natur, was hättest du nicht zu leisten, wenn du alles erfüllen solltest, was die *Fremdlinge* versprechen, die in ihrer *innern Welt* leben, und ihre wahren Kräfte nicht kennen! Diese seynwollenden *Genien* sind die leiblichen Brüder der seynwollenden *schönen Herren*, welche

*) S. oben S. 133.

auch keine *Kraft in der Wirklichkeit* meinen anwenden zu dürfen, sondern in ihrer *innern Welt* sich den *moralischen Adel* durch Dünkel geben; sie sind die leiblichen Brüder der *philosophischen Queerköpfe*, welche die Welt mit ihrer formalen Philosophie auf einen ganz andern Fufs stellen wollen, und schon wirklich so weit gekommen sind — sollte man glauben dafs es möglich wäre? — vorzugeben: *Die Erfahrung* — das heifst die ganze durch Sinne erkannte Natur — *richte sich nach ihrer Form*, und sie bedürften also der *Erfahrung* nicht, deren Weisheit durch ihr *Ich* weit übertroffen werde *). O glück-

*) Der Verf. der *Untersuchungen aus dem Natur - Staats - und Völkerrechte, nebst einer Kritik der neuesten Konstitution der Französischen Republik*, 1795. 8. sagt ausdrücklich folgendes: »Die Erfahrung ist eine »weiche Masse, die *jede Form*, *die ihr* »*der menschliche Geist aufdrückt*, annimmt. »Sie antwortet auch nur auf Fragen, *deren*

liches Zeitalter, das solchen *hohen moralischen Adel*, und dabey solche *Philosophen* und sol-

»*Auflösung man selbst in sie hineinträgt.*
»Ich verachte ihre Antworten nicht; aber »ich glaube auch, dafs, wer sein *Ich* kennt, »*alle ihre Weisheit weit übertrifft.* Aufser »Ich ist eine Welt, die uns Stoff zum For»schen für eine Ewigkeit giebt.«

Ists nicht ein herrlicher Philosoph, welcher *der Erfahrung* die Form seines *Ichs* aufdrückt, und durch sein *Ich* ihre Weisheit *übertrift!* Dieser Schriftsteller liefert unter so vielen andern, ein Beyspiel des tollen formalen Dünkels, den viele Jünglinge jetzt aus ihren Hörsälen anstatt gründlicher Gelehrsamkeit bringen. (S. oben S. 20.) Er beweiset aus dem Sittengesetze, *keine* Regierungsform, als eine *vollkommene Demokratie*, sey *rechtmäfsig*, und fährt in den heftigsten Ausdrücken über alle andere Regierungsformen her, die er alle für *unrechtmäfsig* erklärt. Hatte ich Unrecht zu behaupten, dafs es sinnlos ist, durch eine seelenlose formale Philosophie jungen Leuten solchen Dünkel einzupflanzen, der sie wahre Gelehrsamkeit, gemeinen Menschenverstand und Erfahrung, verachten lehrt,

che *Genies* hat, die über Erfahrung und Natur triumphiren!

sie in der wirklichen Welt zu allem untüchtig macht? *Kant* erklärt bekanntlich in seinem Buche *zum ewigen Frieden*, die Demokratie für eine *gänzliche Despotie*, und dieser seynwollende Schüler Kants für die *einzig rechtmäfsige* Regierungsform. *Kant abstrahirt* doch nur von der Erfahrung, aber seine seynwollenden Schüler wollen das *Reich der Erscheinungen unter ihre Ideen-Einheit fassen*, und die *Erfahrung* soll *die Form ihrer Unphilosophie* annehmen. Und dergleichen Menschen meinen nicht nur Gelehrte, sondern so Gott will, gar Genies zu seyn, welche mit ihren Grillen die wirkliche Welt beherrschen, und darinn, so wie in der Gelehrsamkeit, alles umkehren könnten! Eben so hat ein Herr *Berger*, in einer spannagelneuen *Wissenschaftslehre der Religion*, (S. 38 dieses Buchs) einen eben so neuen *höchsten Grundsatz* für alle *angewandte Moral* (und auch für die *Religion*) gefunden: »Bestimme das *Nicht Ich*, dich *so* »zu bestimmen, wie du *Dich selbt* bestim»men *sollst.*« Kann etwas neuer und sublimer seyn! Es ist zu hoffen, es werden für

L' Allemagne féconde en plats originaux hegte schon seit geraumen Jahren eine Gattung lächerlicher Originale, *Genies* genannt, wovon weder Griechen noch Römer, weder Engländer noch Franzosen wufsten; wenigstens bedeuteten sie da auch nicht einmal kurze Zeit lang etwas, sondern wurden unmittelbar verächtlich. Diefs kam daher, weil dort von je her alle Gelehrte und Schriftsteller, besonders auch die Dichter, in der wirklichen Welt lebten. Sie wurden daher durch die bürgerliche Gesellschaft überhaupt, und auch durch den Umgang mit Kennern gezüchtigt und polirt, wurden lebendiger aber auch gesitteter; weil sie ihre besten

so viel hohe Genien und tiefe Philosophen bald Stellen im *Innern* gewisser milder Stiftungen ausgemacht werden, wo sie zu Hause seyn würden; denn auf der übrigen Erde unter *vernünftigen* Menschen sind sie wirklich *Fremdlinge*.

Leser kannten, weil sie mündlichen Tadel hörten, und sich selbst in der mannichfaltigen Welt bilden konnten. Shakespear selbst wäre nicht geworden was er war, hätte er nicht unter Menschen von höchst verschiedener Art gelebt, und sie lebendig kennen lernen. In unserer deutschen gelehrten Welt hingegen ist fast nichts, als ein schreibendes und lesendes Völkchen vorhanden, und der deutsche Schriftsteller kennt oft die Leser gar nicht, für die er eigentlich schreiben will. Daher ists bey uns sehr gewöhnlich, dafs sich jeder Schriftsteller der sich ein *Genie* oder ein *grofser formaler Philosoph* zu seyn dünkt, und *die wirkliche Welt nicht kennt*, eine *innere Welt* bauet, so wie sie gerade seiner *Ideen - Einheit* zusagt, und er befindet sich in dieser *eignen* Welt recht gemächlich, weil ihm darin nicht widersprochen wird. Daher findet sich bey uns so

mancher gute und mittelmäfsige Kopf, der die *äussere Welt*, wo so vieles anders aussieht als *Er selbst*, gar nicht leiden mag.

Die *Dea Murcia*, die *Göttinn Faulheit* ist gewöhnlich die Schöpferinn der deutschen frühaufkeimenden *Genies*. Junge Schriftsteller welche es allzubeschwerlich finden, etwas gründliches zu lernen, welche, wenn sie Anlage zur Poesie haben, gar nicht geneigt sind, die Werke der besten Dichter alter und neuerer Zeiten mit Überlegung und Eifer zu studiren, welchen die gewöhnlichen, obgleich ihnen sehr nöthigen und nützlichen Regeln *) allzuunbehaglich sind, und die es für

*) Unter die *Tabulae votivae* des Musenalmanachs ist (S. 174) folgende Maxime aufgenommen:

Lehre an Kunstjünger.

Dafs du der Fehler schlimmsten, die Mittelmäfsigkeit, meidest,
Jüngling, so *meide* doch ja *keinen der andern zu früh*!

für das kürzeste halten gleich *ausserordentlich* zu werden; ausstudirte Kandidaten, die entweder aus rohem Sinne allzuviel Unbiegsamkeit, oder aus Mangel an Erziehung allzuviel

Das scheint ein genialischer Rath zu seyn, aber so *unbestimmt* ausgedrückt, kann er zu *Ungereimtheiten* führen. Wenn ists *zu früh? Mittelmäfsigkeit* ist freylich an Gedichten der schlimmste Fehler; selbst Göthe und Schiller haben ihn nicht allenthalben zu meiden gewufst, und der *Kunstjünger* sollte schon fühlen können, wenn er zu meiden ist? Es ist eine mifsliche Maxime für den jungen Dichter oder Künstler, *dadurch* der Mittelmäfsigkeit *entgehen* zu wollen, dafs er von Anfang an *sorglos gegen alle andern Fehler* wird. Der seichte Kunstjünger verfällt dann in tolle Bizarrerieen, wovon Deutschland voll ist, der noch nicht ausgebildete bessere Kopf aber glaubt, nur *ausserordentlich* seynsollende Ideale hinstellen zu dürfen, wodurch aber *das Ganze* keinesweges dem Mittelmäfsigen entgeht. So entstanden in der tollen Genieepoche, *Simsone Grisaldo*, *der neue Menoza*, und *Robert von Hohenecken*, und in einer bessern Zeit, *Donamar* und *Agnes von Lilien*.

mauvaise honte haben, um sich in die wirkliche Welt und in Gesellschaften worin sie menschliche Mannichfaltigkeit könnten kennen lernen, zu schicken: finden es für sich *am gemächlichsten*, sich in die *innere Welt* ihres Studirstübchens einzuschliefsen, und dort geschwind *Shakespearchen* und *Kantchen*, das heifst — so hübsch es auch anfänglich aussehen möchte — am Ende *Nichts* zu werden. So hat Fichte den Entschluſs ein *Euklidchen* zu seyn öffentlich bekannt gemacht; und man wittert in Deutschland manches *Shakespearchen*, schon Genie pipend, indem es noch die Eyerschale aufpickt, das doch nur trachten sollte — wenn es könnte — vor der Hand ein halber *Xenophon* oder *Cornelius Nepos* zu werden und dabey unter lebenden Menschen von allerley Art, von mannichfaltigen Neigungen Ständen und Talenten, zu wallen, um sie kennen zu lernen, damit seine Ima-

gination nicht früh verderbe, sondern sich auf Natur stütze, da sie sonst dereinst um so dürftiger werden wird, je mehr sie sich anstrengt.

Es ist aber auch nicht zu leugnen, dafs Gesellschaften, wo verschiedene Talente und Einsichten zusammenkommen, wo jeder von dem andern lernen kann, keiner aber den Lehrerton annimmt, wo Ein heller Gedanken den andern hervorbringt und würdigt, und wo Beurtheilungskraft und Menschenkenntnifs der Einbildungskraft zur Hand gehen, in Deutschland etwas seltener sind, als in manchen andern Ländern. Desto mehr sollte sie, wo sie nur zu finden sind, der Schriftsteller suchen, welcher weder für den Hörsal, noch für eine Modeepoche, noch für eitlen Zeitungsruhm arbeiten, sondern auf seine Nation wirken, und etwas beytragen will, sie auf eine höhere Stufe zu heben.

Der gute Schriftsteller mufs in seinem Zeitalter die vorzüglichsten Menschen aller Art suchen, mufs ihre Eigenschaften kennen lernen und sie vor Augen haben, wenn er schreibt. Alsdann wird er sich selbst in seinen Lesern schätzen lernen; denn wahrlich, es sind in Deutschland — so verächtlich auch *Schiller* und *Göthe* von deutschen Lesern sprechen — sehr viel Einsichten und Talente unter Männern verbreitet, die nie etwas drucken liefsen. Aber eben deswegen wird er auch bescheiden seyn und nicht allzufrüh das Genie spielen wollen, wenn ihm die mannichfaltigen grofsen Talente und Einsichten vor Augen schweben, mit denen er einen ehrenvollen Kampf zu bestehen hat.

Von diesem allen aber bekommt ein Schriftsteller keinen Begriff in dem einseitigen Zirkel, worin Einer, hätte er auch noch so viel Talent, verlangt allein hervorzuragen

und allein zu entscheiden. Präsumtion und knechtische Nachgiebigkeit kann dadurch befördert werden, nicht wahre Menschenkenntnifs und ächte Geistesbildung. Selbst der Almanach erkennt diese Wahrheit, obgleich dessen Verfasser oft nicht daran denken mögen, so wenig wie an mehrere Wahrheiten, die ihr Almanach hin und wieder sagt:

Wem zu glauben ist, redliche Freunde, ich
kann es euch sagen,
Glaubt dem Leben, es lehrt besser als
Redner uud Buch *).

Die Schriften auch unserer Männer von Talenten und sogar unserer gröfsten Genies, sind nicht selten blofs Früchte der Studierstube. Es hat daher der deutsche Gelehrte (den Dichter in vielen Fällen nicht ausgenommen) noch eine besondere Mühe anzu-

*) S. 159.

wenden, die Spur davon zu verwischen; und wo diese Mühe gespart wird, verfehlen sehr oft deutsche Schriften einen grofsen Theil der Wirkung, welche sie haben könnten. Dem aufmerksamen Leser werden leider! mehrere Beyspiele beyfallen, ohne dafs ich sie anführen darf. Nur Eins: Sollte die Beschaffenheit einer ziemlichen Anzahl vorzüglicher deutscher Schauspiele, die nie können aufgeführt werden — und was noch schlimmer ist, bey der Aufführung keine Wirkung thun würden — einen andern Ursprung haben?

Unsere verdientesten Gelehrten, und unsere gröfsten Genies leben aber oft nur in sich selbst, und in einem Zirkel gleichdenkender Menschen. Es läfst sich diefs wohl begreifen; denn allerdings an sich ist dem Gelehrten, sonderlich wenn er ein wenig eitel ist, ein kleiner mitempfindender Zirkel an-

genehmer als die mannichfaltige grofse Gesellschaft, wo er nicht ganz allein scheinen kann. Man mufs hiebey freylich gegen jeden Mann von Verdiensten billig, und wenn es nöthig ist, tolerant seyn; aber wehe doch dem Schriftsteller, der sich einbildet, sein kleiner Zirkel sey die ganze Welt, und der dann die ganze Welt nach diesem kleinen Zirkel meint beurtheilen zu dürfen! Doppelt wehe ihm, wenn er, z. B. auf Universitäten, uneingedenk der Talente und Gelehrsamkeit neben ihm, die ihm zur Nacheiferung dienen könnten, sich nur gefällt, in dem Kreise junger Bewunderer, an Kenntnissen geringer als er, in dem Kreise mittelmäfsiger Köpfe und gutwilliger Geschöpfe, welche ihm das Weihrauchsgefäfs immer um die Nase schwenken! Dadurch wird er verzogen, und führt sich dann auf *wie ein verzogenes*

Kind, eigensinnig und schwach zugleich, aufschreyend und mit den Fäustchen um sich schlagend, wenn er seinen kindischen Willen nicht haben kann. Nicht in seiner *Ideen-Einheit*, nicht im engen einseitigen Zirkel, der sich um wenige schimärische Ideen drehet, nur unter Menschen mancherley Art, kann man Menschen und die menschliche Natur in ihrer Mannichfaltigkeit kennen lernen.

Kommt ein Schriftsteller endlich gar bis dahin, zu meinen, sein hohes Genie erfordere es, dafs er auf das Erdreich *als ein Fremdling herabsehe;* so ist er verloren. Er sieht über die Erde weg, in seiner *innern Welt isolirt*! *Erhaben wie ein Schieferdecker*, ruft er:

Wie tief liegt unter mir die Welt!
Kaum seh' ich noch die Menschlein unten wallen!

Wie trägt mich meine Kunst, die *höchste*
unter allen,
So nahe an des Himmels Zelt!

Und das Publikum antwortet:

— Und deine kahlen Höhn
Wozu sind sie dir nütz, als in das Thal zu
sehn? *)

Die Genies die sich einbilden, ihr Wesen wäre nicht für diese Erde, empfinden vielleicht die richtige Wahrheit, dafs ein vorzügliches Geisteswerk in der seichten Welt der Konvenienzen nicht gebildet wird, und diese oft gar wohl verlassen darf. Aber sie vergessen, dafs sie in dem kleinen Zirkel worin sie sich eingeschlossen halten, sich selbst eine Menge *willkührlicher* und *sehr einseitiger Konvenienzen* schaffen, um nichts besser, als die Konvenienzen in der grofsen Welt, gewöhnlich ungeschlachter, und oft *noch viel*

*) S. Musenalmanach für 1796. S. 171.

kleinlicher. Solche *Fremdlinge auf der Erde* bilden sich denn ein, die Konvenienzen und Weidsprüche *ihres kleinen eitlen Zirkels* wären die *grofse Natur*, sie selbst daher erhaben über gemeine Menschen; und sie sind doch bey allem wahren oder eingebildeten Genie, nichts als elende Pedanten, denn sie leben unter ihren Ideen und ihren Büchern, die ihnen nicht widersprechen, und unter ihren Schmeichlern die ärger sind als todte Bücher und Ideen. Es gilt bey aller ihrer eingebildeten Hoheit des Geistes vollkommen von diesen *Geniepedanten*, was der einsichtsvolle *Büsch* von *Geschäftspedanten* und *Bücherpedanten* so einleuchtend sagt *). Wenn sie

*) »Die Geschäftspapiere und die Bücher haben »einen grofsen Fehler: *Sie reden nicht.* — »Wenn einer immer mit Menschen umginge, »die nur Einmal ihre Meinung sprächen, »aber dann zu allem was einer dazu, dafür »und dawider sagt, stille schwiegen, so »würde man in solcher Menschen Umgange

nicht ein wohlthätiger Rath eines wahren Freundes auf die Erde zurückruft, und wenn sie nicht noch so viel gesunde Vernunft haben ihn zu hören, wird ihre stolze Einseitigkeit immer kleinlicher, und macht sie immer unfähiger Werke hervorzubringen, des Beyfalls solcher Kenner würdig die mit der grofsen mannichfaltigen Natur vertraut sind.

»wenig Aufklärung gewinnen; man würde »aber selbst in die Gewohnheit gerathen, »jeden zuerst gefafsten Gedanken für den »besten zu halten. — Der Geist eines Man»nes, der fortdauernd mit solchen Menschen »umginge, würde dadurch eine unangenehme »Wendung bekommen. Er würde glauben, »eine Sache geschwinder einzusehen als es »möglich ist, würde *durchblitzen* wollen was »er mit Ernst und Bedacht *durchschauen* »sollte, würde schnell entscheiden, und, »wenn er dann *nach dieser Verwöhnung* zu»weilen Widerspruch hören müfste, nur da»durch *entrüstet*, aber nicht zu mehrerem »Nachdenken veranlafst werden.« S. *Büschs Erfahrungen* 1ter *Band.* (Hamburg 1790. 8.) S. 201. 202.

Je einseitiger die Zirkel sind worin dergleichen *Geniepedanten* sich herumdrehen, desto weniger glauben sie selbst Regeln unterworfen zu seyn, und desto mehr wollen sie die Konvenienzen ihrer *kleinen innern Welt* — in ihrer Einbildung *hohe Natur* genannt — der ganzen grofsen mannichfaltigen Welt als Regulative vorschreiben.

Leben und Weben ist hier, aber nicht Ordnung und Zucht *).

Wenn denn jemand die willkührlichen Konvenienzen, welche dergleichen Leute sich in ihrer *innern Welt* festgesetzt haben, nicht für hohe Natur erkennen will, wie sie denn nicht dafür zu erkennen sind; so wundern sie sich gemeiniglich, dafs sich jemand untersteht ihnen zu widersprechen, weil sie in ihrer *innern Welt* des Widerspruchs so ungewohnt wurden. Daher kommts leicht,

*) S. Musenalmanach von 1796. S. 210.

dafs sie in blinder Wuth auffahren, gemeiniglich in stolzem wegwerfendem Tone. Und da zeigen sie dann nur allzusehr, dafs sie wirklich *Fremdlinge in der vernünftigen Welt* sind, und dafs Selbstkenntnifs und Selbstbeherrschung, bey allen schönen Worten die sie etwa in ihren Gnomen oder Stanzen machen, dennoch keinesweges in ihrer *innern Welt* gefunden werden. Kann ächtes Genie mit niedrigen Ausbrüchen niedriger Leidenschaften vergesellschaftet seyn? Der gute Geist weicht, wenn der böse einziehet.

Ein engländischer Kunstrichter sagt vom *ächten* und *falschen Genie* sehr gut: „*Genius „consists in certain motions of furious „joy and pride of soul, upon the conception „of a great hint. Some have the motions „without the hints; others have the „hints without the motions, and a third „set have neither the hints nor the mo-*

„*tions.*“ Zu welcher von diesen drey Klassen unsere Herren in manchen von ihren neuen Werken zu rechnen sind, mögen Kenner ausmachen. In ihrem Musenalmanach scheinen sie *motions of furious joy and pride of soul, upon the conception of very little hints* zu haben.

Es war in unserer Litteratur eine Epoche, welche vom *Geniewesen* den Namen behalten hat. Herr Schiller war damals noch zu jung um zu wissen was rechts oder links sey; Herr Göthe aber war an der Spitze des ungezogenen Trupps der eine Zeitlang in Deutschland rumorte. Zu der Zeit schrieb Claudius *):

Nachricht vom Genie.

Ein Fuchs traf einen Esel an.

Herr Esel! sprach er, jedermann

*) S. Werke des Wandsbecker Bothen III. Th. S. 28.

Hält Sie für ein *Genie*, für einen grofsen Mann!

»Das wäre!« fieng der Esel an,
»Hab' doch nichts närrisches gethan?«

Und *Lessing* pflegte damals zu sagen: „Wer „mich ein Genie nennt, dem geb' ich ein „Paar Ohrfeigen dafs er denken soll, es sind „vier!“

Herr Göthe scheint gleich bey seinem ersten Eintritte in die deutsche Litteratur, der Meinung gewesen zu seyn, *Er* dürfe sich alles erlauben. Weil er Leute wie *Schmidt in Giefsen* und den unglücklichen *Lenz* ungestraft zum besten haben konnte, glaubte er, jeden nach Gefallen öffentlich vorm deutschen Publikum handhaben zu können, wie Schmidten von Giefsen. Er war unverschämt genug, Herrn Wieland mit faunischer Verachtung antasten zu wollen. Es wird hier eine litterarische Anekdote,

welche vermuthlich sonst ganz untergegangen seyn würde, vielleicht am rechten Orte stehen.

Lessing hatte schon vorher über den unerträglichen Dünkel des jungen Genies oft den Kopf geschüttelt; aber der durch nichts veranlafste Ausfall auf Wieland indignirte ihn so, dafs er im Begriffe war, die eignen Werke des jungen Mannes ganz genau zu beleuchten, der sich unterstand, auf einen Mann wie Wieland, ohne weitere Ursache als Laune und Dünkel, wie auf einen mittelmäfsigen Kopf herabzusehen. Es leben noch verschiedene von Lessings Freunden, welche wissen wie nahe er daran war, *Wertherische Briefe* herauszugeben, zumal, da ihm die Vorstellung des Charakters des unglücklichen Jünglings, den man als das Original des jungen Werthers

thers *) ansah, nahe am Herzen lag. Es würde darin nicht blofs eine genaue Zergliederung dieses Romans, und vielleicht anderer Schriften Göthens zu finden gewesen seyn; sondern auch besonders des jungen Verfassers Dünkel, der aus seinem Betragen gegen Wieland und andere ziemlich am Tage lag, in Lessings bekannter Manier, sehr hell ans Licht gebracht worden seyn. Es lebt noch jemand, der vielleicht etwas beytrug, Lessingen von diesem Schritte abzuhalten, nicht weil es Göthe damals um ihn eben verdient hätte geschont zu werden; denn der Mann denkt wenig an sich selbst, wenns aufs Allgemeine der deutschen Litteratur an-

*) Lessing kannte das Verdienst und Unverdienst dieses Romans. Man findet eine Spur davon *in Lessings Briefwechsel mit Ramler, Eschenburg und Nicolai*, im XXVII. Bande seiner Werke. S. 65. Und es wäre noch mehr darüber zu sagen.

kommt. Er glaubte aber, theils der allgemeine Unwillen, den der hirnlose Ausfall auf Wielands unsterbliche Werke *) bey allen rechtschaffenen Leuten in ganz Deutschland erregte, sey schon Wielands schönste Vertheidigung, so wie jetzt aller der verdienten Männer, die im Schillerschen Musenalmanache mit Kothe beworfen werden; theils war auch etwas Unwillen in Lessings Seele über die wegwerfende Manier, wie *seinem Freunde*

*) Auch im Musenalmanache für 1797 sind dergleichen unartige Neckereyen, die zugleich elenden kleinlichen Neid verrathen. Z. B. S. 270.

Göschen an die deutschen Dichter.

Ist nur erst *Wieland* heraus, so kommts an
euch übrigen alle,
Und *nach der Lokation!* Habt nur einstweilen Geduld!
Dafs doch auch der Göschen nicht vor allen *Schillers und Göthens Werke* druckte!
Und dafs die deutschen Leser Wielanden lieber lesen mögen!

selbst von Hrn. Göthe war begegnet worden, und auch die würde nicht unerwähnt geblieben seyn. Dieser glaubte aber, er wäre es sich unnd Lessingen schuldig, selbst den entferntesten Schein *zu meiden*, als wäre er fähig gewesen, um *dieser* Ursache wegen Lessingen aufzuhetzen. Er mag ohnedieſs, wenns irgend vermieden werden kann, denen die draufsen sind nicht die hohnlächelnde Freude gönnen, dafs Talent durch Talent heruntergesetzt wird; und es schmerzt ihn sehr, wenn auch er talentvollen Männern unangenehme Wahrheiten ohne Schonung sagen zu müssen, durch sie selbst genöthigt wird.

Genug, ein Freund Lessings, um den es Göthe nicht verdient hatte, half verhindern, dafs nicht in Lessings Werken *Göthe* jetzt als ein Gegenstück zu *Klotz* erscheint. Herrn Göthe, der von Anfang an jedermann an-

zapfte, und der doch von Anfang an so kützlich war, dafs ihn eine auch aufs mildeste gesagte Wahrheit zu niedrigen Grobheiten brachte — welches genugsam zeigt wie leicht er, bey aller angenommenen Geistesgröfse, aufser Fassung kommt — würde die Ehre in Lessings Werken so ausführlich zu stehen, vermuthlich eben nicht behagen. Stände er da, so würde die deutsche Kritik immer etwas dabey gewonnen haben; aber im Schillerschen Musenalmanache würde Lessing jetzt ein *dummer Geselle* heifsen.

Vielleicht wäre doch, wie der Erfolg gezeigt hat, Herrn Göthe eine kleine Züchtigung von *Lessing* heilsam gewesen; denn vielleicht hätte er dann eher den Dünkel verloren, als sey es ihm vom Apoll verliehen, die deutsche Litteratur, welcher er durch genievolle Werke allerdings einen neuen Schwung gegeben hat, willkührlich zu be-

herrschen; welcher Paroxysmus ihn seit einiger Zeit wieder hart anzutreten scheint.

Es kommt noch dazu, dafs er sich nicht allein das gröfste Genie, sondern auch ein sehr vornehmer Herr zu seyn dünkt. Er mag beides seyn; nur in der litterarischen Welt gilt nicht der gnädige Herr, und der Dichter nur in sofern er ein grofser Dichter ist und bleibt: der Dichter mufs aber nicht so thöricht seyn, den vornehmen Mann da geltend machen zu wollen, wo blofs der Mann von Talenten gelten kann. Es hat vielleicht seinen Nutzen, die zweyte schon mehr als die erste bekannte Anekdote hieher zu setzen.

Bürger, der als Dichter gewifs mit Göthen in ebenderselben Klasse steht, freute sich bey einer Anwesenheit in Weimar, Göthen mit welchem er ehemals im Briefwechsel, und in vertrautem Briefwechsel ge-

standen hatte, persönlich kennen zu lernen, dachte in dem herrlichen Dichter einen herrlichen Menschen zu genieſsen, und besuchte ihn. Er kam nicht zu einer Zeit, wo etwa Staatsgeschäfte abzumachen gewesen wären: denn der Dichter lieſs sich eben von einem Musiker neue Kompositionen seiner Gedichte vorsingen, und Bürger glaubte sogar in der Unschuld seines geraden Sinnes, er könne zu keiner gelegenern Zeit kommen, diese Musik zu genieſsen, oder sie auf Erfordern zu beurtheilen. Er ward aber nicht ins Musikzimmer, sondern in ein Audienzzimmer geführt, wo er eine Viertelstunde warten muſste. Darauf erschienen Se. Excellenz mit ernsthafter Amtsmine, geruheten Bürgers Anrede mit einer herablassenden Verbeugung zu erwiedern, ihn auf Hoch Dero Sopha neben Sich sitzen zu lassen, und Sich mit gnädigem Wohlgefallen *nach der Frequenz*

der Göttingischen Universität, und nach andern wichtigen Dingen, auf die Bürger eben nicht gefafst war, zu erkundigen. Bürger kürzte die Audienz bald ab, versprach sich selbst, Göthen nie wieder zu sehen, und machte im Zuhausegehen auf den Vorfall folgende Verse, welche ich, so wie die ganze Anekdote, aus seinem Munde gehört habe:

Mich drängt' es in ein Haus zu gehn,
Drin wohnt' ein Künstler und Minister.
Den edlen Künstler wollt' ich sehn,
Und nicht das Alltagsstück Minister.
Doch steif und kalt blieb der Minister
Vor meinem trauten Künstler stehn,
Und vor dem hölzernen Minister
Kriegt' ich den Künstler nicht zu sehn.
Hohl' ihn der Kukuk und sein Küster!

Ich weifs nicht, wie Hrn. v. Göthe dies gefällt; mich würde es äufserst schmerzen, wenn ich jemand zu solchem Epigramme

Gelegenheit gegeben hätte. Es trift mehr als alle Xenien; denn es rügt etwas dessen sich der Getadelte schämen mufs.

Mit eben dem Übermuthe begegnet er, wenn es ihm einfällt, in diesem Musenalmanache und sonst jedem Manne von Verdiensten unter den Schriftstellern Deutschlands. — Auf seine Leser sieht er von seiner Höhe herab. Er wirft dem deutschen Publikum seine Schriften vor, beynahe wie man Hunden ein Stück Brot vorwirft. Er nimmt den Ton an, als ob niemand, aufser höchstens etwa Schiller, in seinen Schriften den hohen Geist der darin webt fühlen könne; und Schiller möchte gern auch den Ton annehmen, als ob niemand aufser Göthe

— durch den zartantwortenden Nachklang
Und den reinen Reflex aus der begegnenden Brust *)

*) S 179.

seine Schriften belohnen könne. Beide stellen sich selbst als die Auserwählten dar, welche nur allein dasjenige was hoch und edel und zart ist fühlen könnten, gerade als ob in Deutschland keine Leser vorhanden wären, hohen Geistesgenusses fähig.

Und in dieser Aufgeblasenheit merken sie nicht mehr darauf, ob sie selbst gut oder schlecht schreiben. Sie sagen: *)

Hast du an liebender Brust das Kind der Empfindung gepfleget,
Einen Wechselbalg nur giebt dir der Leser zurück.

Ach! die Herren kennen nicht den eigentlichen Ursprung ihrer Wechselbälge. Die neidische Hexe, Dünkel genannt, schiebt ihnen sehr oft einen Wechselbalg nach dem andern unter, ehe die Leser die Kinder zu sehen bekommen. Wenn die Herren sich

*) S. Musenalmanach von 1797. S. 179.

so oft erboſsen, daſs die gelehrten Philister nicht im Stande wären, die *Natur im Groſsen* *) — nämlich Göthe's und Schiller's Natur — zu sehen, weil ihrer Meinung nach ihr *hoher Genius* — weit über Deutschland erhaben — von den deutschen Lesern nicht gehörig gefaſst wird; so fällt ihnen nicht ein, dieſs möchte etwa daher kommen, daſs eben kein hoher Genius in manchen ihrer Sächelchen zu finden ist. Es geht den guten Herren nicht selten wie dem Könige Nebucadnezar, der von seinen Weisen nicht nur die Deutung seines Traums verlangte, sondern hauptsächlich den Traum selbst, den seine Allerhöchste Einbildungskraft träumte. Bey dem Könige Nebucadnezar nahm die hohe Imagination bekanntlich ein merkwürdiges Ende.

Die hohe Meinung dieser Herren von sich

*) S. 158.

selbst macht sie mit Deutschland überhaupt sehr unzufrieden. Ich habe oben schon angeführt, wie lächerlich in diesem Almanache geklagt wird, dafs sie sich, um Beyfall zu erhalten, zu den Niedrigen bücken müfsten, weil in Deutschland keine Leser hoch genug ständen um ihnen Nase gegen Nase Beyfall zu geben. Herr Göthe geht noch weiter. Er versichert, er sey so *unglücklich* ein deutscher Dichter zu seyn. Er sagt: *)

Vieles hab' ich versucht, gezeichnet, in Kupfer gestochen,
Oel gemalt, in Thon hab' ich auch manches gedrückt,
Aber unbeständig, und nichts gelernt noch geleistet.
Nur der Meisterschaft nah bracht ich ein einzig Talent:

*) S. Musenalmanach für 1796. S. 223.

Deutsch zu schreiben; und so *verderb' ich*
unglücklicher Dichter,
In dem schlechtesten Stoff, leider! nun
Leben und Kunst.

Man könnte dies als einen Einfall oder eine Wendung des Dichters ansehen, die man nicht allzu ernstlich nehmen müsse. Aber die Herren haben es auf so mancherley Art gesagt, dafs sie sich *schämen Deutsche zu seyn*, und man wird endlich glauben müssen, dafs sie dies in ihrem kindischen Mifsmuthe ernstlich meinen. Bald wird es auch Schiller nachlallen, die deutsche Sprache sey der *schlechteste Stoff*, welchem seine hohe Gedanken einzudrücken er nicht fähig sey. Ists aber nicht die unverschämteste Anmafsung gegen die vortreflichsten deutschen Dichter, die sich wahrlich wohl mit Göthen messen können, und ihn zum Theil übertreffen? Diese haben ja die Schwierigkei-

ten unserer Sprache glücklich überwunden, *) und haben in derselben unsterbliche Werke hervorgebracht. Hätte Hr. Göthe *Leben und Kunst* dadurch *verdorben*, dafs er *Deutsch schrieb;* so wäre er freylich unglücklich genug, nicht zu wissen, wozu er lebte. Ich dächte, er könnte sich glücklich schätzen, dafs er wirklich ein meisterhafter deutscher Schriftsteller ist; was wäre er denn sonst? Aber freylich würde er *Leben und Kunst verderben*, wenn er etwa anfinge schlechter zu schreiben, und glaubte, er schriebe noch gut; und für Hrn. Schiller wäre es noch schlimmer, wenn er auch anfinge herabzugehen; denn wahrlich so hoch wie Göthe stieg er nicht. Ich lasse dahin gestellt, wie es jetzt

*) Schiller kann hier nicht genannt werden; denn bey der höchsten Achtung für ihn, mufs man doch in seiner Prose und Poesie merken, dafs ihm die Sprache hin und wieder noch immer ein wenig im Wege ist.

eigentlich mit dem neuesten Verdienste und Unverdienste dieser Herren stehen mag. Deutschlands beste Dichter und Kenner werden jeder für sich ihre Meinung darüber haben, wenn sie sie auch nicht äufsern. Göthe und Schiller gehören dazu. Wenn Beide Selbstkenntnifs und Selbstbeherrschung besäfsen, könnte man sich auf sie selbst berufen.

Vielfach sind die Kräfte des Menschen, o
dafs sich doch jede
Selbst beherrsche, sich selbst bilde zum
herrlichsten aus! *)

Vortrefliche Worte! Wohl dem, welchem sie *nicht blofse Worte* sind!

Wenigstens die Kräfte des Schillerschen Musenalmanachs fangen im Jahre 1797 schon an merklich zu sinken. Welcher gewaltige Abstand gegen den vorjährigen! Seitenlang

*) S. Musenalmanach für 1797. S. 181.

ists öde und leer. *Neuffer* und *Woltmann* stehen in Parade. Die allezeitfertigen Poeten *Conz* und *Kosegarten* manövriren: *Conz* treufleifsig Schritt vor Schritt durch seinen Schnee von Wörtern und Beywörten watend, und *Kosegarten* sich bis zum Schwitzen schüttelnd, um auf langen Stelzen über seinen Schnee hoch einherzuschreiten. Göthen und Schillern findet man allenthalben; oft aber nur ihre Namen, nicht sie. Hier ist ihr Flug nicht hoch wie der Vogel Jupiters, oder sanft wie die Taube der Venus, mehrentheils wie ein Strauſs, der Eisen und Papier frifst, einerley was, aber sich nicht heben kann:

Fliegen möchte der Strauſs, allein er rudert vergeblich,
Ungeschickt rühret der Fufs immer den leidigen Sand. *)

Man sieht wohl, die Muse besucht sie noch,

*) S. 254.

aber immer seltener. Die Elegieen ziehen sich in die Länge, oft sollen häufige Beywörter die Empfindungen ersetzen, und zuweilen hemmt ein bleyerner Klotz kritischer Philosophie den lebendigen Gang des Gefühls. Die Herren thun was sie können:

Pflanzen über die Häuser die leitenden
Spitzen und Ketten. *)

Umsonst! Kaum sind einzelne Fünkchen herauszulocken, die ein Spielwerk auf Zinnfolie machen; aber es ist nicht wie sonst, da noch

Über die ganze Natur wirkt' die allmächtige
Kraft! *)

Das Vorzüglichste möchten noch die kleinen Gedichte seyn, einige vortrefliche Gnomen und Distichen, selbst unter den Xenien einige leicht, in treffender Neckerey: aber au-

gen-

*) S. 176.

genblicklich entsteht beym Leser wieder Ekel, wenn er das plumpste Zeug dazwischen erblickt.

Dichter und Liebende schenken sich selbst,
doch *Speise voll Ekel!*
Dringt die *gemeine Natur* sich zum Genusse dir auf. *)

Die grofsen Gedichte in welchen man doch hauptsächlich den Meister erkennen sollte: wie wenig sind sie sich gleich! Und obgleich keines, wie sich versteht, ganz schlecht ist; so sind doch sehr wenige aus recht vollem Herzen. Das beste Gedicht von Göthe, *Alexis und Dora*, und Schillers bestes, *Klage der Ceres*, ist gar nicht besser als der *Pygmalion* Schlegels, eines Jünglings von herrlicher Anlage, und als ein Paar Gedichte *D.* und *W.* unterzeichnet, vermuthlich auch von jungen guten Köpfen; hingegen mehrere Gedichte, Göthe und Schiller unterschrieben, sind die-

*) S. 201.

sen weit nachzusetzen, welches für Meister eben nicht rühmlich ist. Da giebts denn noch eine kleine milde Beysteuer, von *Pfeffel*, *Sophie Mereau*, *Matthison*, und *Langbein*, und so noch etwa einige gute oder leidliche Gedichte. Das übrige, was ists?

Eine Collection von Gedichten? Eine Collecte
Nenn' es, der Armuth zu lieb, und bey
der Armuth gemacht. *)

Und leider! die armen Leute denen zu Liebe sie gemacht wurde, sind Göthe und Schiller; und Göthe und Schiller machen noch dazu einen Theil dieser Armencollecte bey sich selbst. Das Inhaltsverzeichnifs strotzt von ihren Namen: einzeln und zusammen legen sie bey diesem Gastmahle ein Paar Pfennige auf, damit die Musikanten nur nicht gar aufhören. Ein grofser Theil ihrer *Epigrammen* soll Poesie seyn, weil, wer ein wenig scandiren kann, freylich

*) S. 231.

einen Hexameter und Pentameter heraus-
bringt; aber eigentlich ists

— Prosa die alles so ehrlich heraus sagt
Was sie denkt und gedacht, auch was
der Leser sich denkt. *)

Wenn doch jemand zum Besten der deutschen Nation unserm Göthe sein Liebchen, oder ihn seinem Liebchen zuführen könnte! denn er hats gesagt, dafs er sonst *Schaaren von Epigrammen* fertigt. **) Wahrlich das erfahren

*) S. 278.

**) Wifst ihr, wie ich gewifs euch *Epigramme zu Schaaren*
Fertige, führet mich nur weit von der
Liebsten hinweg.
S. Musenalmanach für 1796. S. 235. Das sonst sehr unpoetische Wort *fertigen*, ist hier charakteristisch gebraucht: denn dergleichen *Epigramme*, wie die Hälfte der *venetianischen*, wie drey Viertheile der *Xenien*, und wie Ein Viertheil der *Tabulae votivae*, können füglich *gefertigt* werden, wie der Schuster Schuhe fertigt, so und so viel in einer Stunde.

die armen deutschen Leser, und gähnen nun schon ins zweyte Jahr!

Dabey ist denn der halbe Almanach *von* und *für* Göthe und Schiller; sie sind sich wie *Göthe* und *Liebchen*, machen aber auch *Schaaren von Epigrammen* wenn sie bey einander sind. Immer gehen sie zusammen, immer streicheln sie sich die Backen:

All huge and billing
Like Will and Mary on a Shilling.

Das liebe *Ich* tritt allenthalben hervor, in hundert verdrehten Gemeinplätzen, in hundert lahmen Distichen, und kann sich doch nicht hervordrängen; bleibt immer unbedeutend und kleinlich. Der Bogen wird zwar mit allerley Gemengsel gefüllt was vor die Hand kommt, aber Geist und Herz bleibt leer.

Neun Musen sehen sie als wie neun Kegel an,
Man wirft und trift doch Holz!

Wenn der Musenalmanach für 1798, gegen den für 1797, wieder so viel schlechter wird als der von 1797 gegen den von 1796, was wird das für ein Musenalmanach seyn!

Möser ward von dem berühmten engländischen Schauspieler *Shutter* zu London im Kirchspiele St. Giles in einen Speisekeller geführt, *) wo Bettlern fur $2\frac{1}{2}$ Pence Abendmahlzeit gegeben, und ihnen noch obenein, während der Mahlzeit, die Hemden und Schnupftücher gewaschen wurden. Solch einer Bettlerwäsche sehen mehr als die Hälfte der Gedichte dieses Musenalmanachs ähnlich:

— Jesus Maria!

Bündelchen Wäsche sind das, wie man zum Brunnen sie trägt! **)

zerlumpte Distichen, geflickte Antithesen, Xenien mit Schmutze verbrämt, Epigrammen mit

*) S. Mösers Phantasieen I. Th. S. 71.

**) S. Musenalmanach für 1796. S. 231.

Gernwitz gesteift, Elegieen wie zerrissene Kittel mit Tuch auf Leinwand geflickt, kahle Gemeinsprüche wie abgetragene Hemden.

Das Bild vor dem Almanache für 1796 stellt den *Apollo* vor: wie man sieht, nicht den *von Belvedere* der den Drachen Python erlegt. Es ist einer der Apolle dieses Musenalmanachs, der Apoll der Xenien. *Il fait un peu la moue*, vermuthlich weil ihn die deutschen Erdensöhne nicht tief genug anbeten:

Da kam mir 'n Gedank' von ungefähr,
So schmollt' ich wenn 'ch Apollo wär!

Das Bild zum Musenalmanache für 1797 stellt ein gesundes rundes Milchmädchen tanzend vor; wie die hieher kommt, wo so vieles ungesund ist, weifs ich nicht recht. Ich glaube, es ist die Gauklerinn *Bettina*, über die, und seine Liebeleyen mit ihr, uns Göthe im Musenalmanache für 1796 eine solche Menge ausführlicher Epigrammen mitgetheilt hat:

als ob das Unbedeutende was Verliebte reden und thun, so wichtig es ihnen auch scheint, nicht dem Dritten langweilig würde; und noch hat er *seine Bettina* unter dem Namen *Mignon* in seinen *Meister* gesetzt. Da ist sie noch das unverdorbene, frohe, muthwillige, naive Geschöpfchen. Hier sieht man, hat sie in ihrem Bilde schon etwas von Hrn. Göthe's verkehrtem Geniewesen angenommen: denn sie hat das Tamburin — welches sonst den Takt anzugeben pflegt — an einem Bindfaden über die Schulter gehängt, riecht aber im Tanzen an eine Klatschrose *); tanzt also vermuthlich nach dem Geruche. Eine sehr gewandte Gauklerinn mufs das Mädchen seyn: denn der Hüftknochen steht so schief, dafs keine Dirne ohne Schaden so den Fufs recken kann, wenn sie nicht von Jugend auf alle Glieder unnatürlich zu-

*) S. Musenalmanach für 1797. S. 189.

sammenzudrehen gewohnt ist; und dabey springt sie etwas unsicher in die fünfte falsche Position; so dafs sie umfallen müfste, hätte sie nicht auf dem Seile in unnatürlichen Stellungen das Gleichgewicht halten lernen. — Oder sollten die Herren etwa gar durch Abbildung dieser Seiltänzerinn schnell die *Erwartung* haben erfüllen wollen, sichtbar zu machen, *wie ihre Tugend tanzt*?*)

Sey nun diese tanzende Figur ein Milchmädchen, oder eine Gauklerinn, oder die Schillersche Tugend, eine *Muse* ist sie schwerlich. Wäre es ja eine, so müfste es die leichte Hexe seyn, die Hrn. Göthe vor zwanzig Jahren seine *Fastnachtsspiele* eingab, und sich auch bald durch sorglose *salti mortali* ein wenig die Hüfte verrenkte und den Fufs versprang. Auf alle Fälle ist sie keine von den Musen welche den Schillerschen

*) S. 232. S. auch oben S. 13.

Musenalmanach zusammentragen. Diese sind etwas lang und hager, *précieuses er dédaigneuses*, wie es *femmes savantes* gebührt, die nur auf einen Moliere warten. Sie leiden zuweilen am Elegieenwasser, am Schwindel der kritischen Philosophie und am Nervenkrampfe der Hyperästhetik; sind auch oft verstimmt denn das gemeine Volk, das auf diesem Erdenrunde vor ihren Augen mit seinem gemeinen Verstande immer in den Tag hineinlebt, ist ihnen gar zu sehr zuwider: daher müssen sie oft eine *Prise de contenance* nehmen, wenn ihnen das deutsche Leservolk zu Sinne kommt.

Sollte nun, wie fast zu befürchten, der Musenalmanach für 1798 so wie der jetzige, und noch etwas schlechter ausfallen, besonders wieder mit solchen abgetragenen versificirten Gemeinplätzen, verschossenen Distichen Gnomen und Sentenzen, und schmutzigen Xenien gefüllt werden; so will

ich auf diesen Fall zum Titelkupfer eine reichere und charakterischere Komposition vorschlagen, als der Tanz der Muse Bettina ist.

Die Gegend stellt den Schillerschen Musenalmanachsparnafs vor. Im Vordergrunde schauerliche Stücke Felsen: gebröckelte Gedanken, die vom Don Carlos und von den Räubern ehemals übrig blieben, und nun noch hin und wieder im Almanache ein Plätzchen finden. Dabey eine anmuthige Flur, übersäet mit Klatschrosen, Wasserpfeffer, der bekanntlich nicht beifst, Gänseblumen, Scammonium, Belladonna, schönen blühenden Disteln und weifsen Schleeblüthen zum Abführen, spärlichen Rosen, Veilchen, Lilien, und zarten babylonischen Weiden, nebst vielen Lorbeerbäumen in Kübeln zum eigenen Gebrauche. Auf dem zweyten Grunde sieht man sechs von den neun hagern

Damen um ein Waschfafs, ämsig beschäftigt die Werke ihrer Lieblinge, die es nöthig haben, auszuwaschen und auszuspülen; denn einige von *Matthison*, *Pfeffel* und andern, liegen reinlich und sauber zusammengelegt da. Die *Clio* der Schillerschen Memoiren, und die *Polyhymnia* der Xenien, flicken sitzend das Allernöthigste ehe es zur Wäsche kommt; hinter ihnen erblickt man eine etwas breite *Urania*, stehend, die Augen gen Himmel gekehrt, eine Prise Tabak in der einen Hand, wegen der vielen Philister die immer noch nicht auszurotten sind, und in der andern Hand mit einem schönen Portebras einen Fliegenwedel schwingend, wegen des vielen Geschmeifses, das sie bald leckt, bald sticht *). Aber es läfst sich nicht wehren, denn sie hat zu viel Honig im Munde, so dafs er über den knöchernen Busen herab-

*) S. Musenalmanach für 1797. S. 259.

fleufst. Man siehet, die drey machen eine interessante Gruppe. Weiter hinten sind die beiden Apolle dieses Musenalmanachs beschäftigt, ihre eigene und fremde nasse Wäsche aufzuhängen, wo denn die Beschaffenheit der Distichen und Xenien in freyer Luft ziemlich in die Augen fällt. Es ist gut, dafs dieser Parnafs zwey Apolle hat, denn einer könnte das Aufhängen nicht allein bestreiten; der Wäsche welche Waschens bedarf, ist gar zu viel.

Ein Pegasus ist auch auf diesem Parnasse; das versteht sich. Man sieht, er ist ziemlich mager, und ein Flügel ist ihm gestuzt, damit er nicht wegfliegen soll. Das erfordert einige Erläuterung.

Die Leser des vorjährigen Musenalmanachs wissen, Pegasus war verkauft und von einem Bauer zugleich mit einem Stiere in den Pflug gespannt worden *). — Da kam

*) S. Musenalmanach für 1796. S. 65.

— flink und wohlgemuth,
Ein lustiger Gesell die Strafse hergezogen.
Die Zitter klingt in seiner leichten Hand,
Und durch den blonden Schmuck der Haare
Schlingt zierlich sich ein goldnes Band.
Wohin, Freund, mit dem wunderlichen
Paare?
Ruft er den Bau'r von weitem an.
Der Vogel und der Ochs an einem Seile,
Ich bitte dich, welch ein Gespann!
Willst du auf eine kleine Weile
Dein Pferd zur Probe mir vertraun,
Gieb Acht, du sollst dein Wunder schaun!

Der Pegasus ward nun ausgespannt, der leichte Zitterschläger setzte sich auf und flog fort; wie aber die Probe abgelaufen, wird im vorjährigen Musenalmanache nicht erzählt, und mufs hier nachgeholt werden.

Pegasus war gewohnt zwischen den Sitzen der Musen und dem Sitze aller Göt-ter, zwischen dem Olymp, dem Parnasse und

dem Helikon zu fliegen, welche Berge der Sonnengott, der Musenanführer, immer in heiterm Glanze erhält. Nun hatte aber der lustige Zitterschläger — ein *Bellerophon*, nicht geneigt Chimären zu bekämpfen, sondern Chimären zu erzeugen, — schon lange einen ganz unordentlichen unglücklichen Spieltrieb gefühlt, sich bis in die neblichten Wolken transfcendentaler Formen zu erheben; und, uneingedenk wie es einem bessern *Bellero-phon* erging, da er den Pegasus mifsbrauchen wollte, lenkte er ihn in den finstern Nebel. Aber das Götterpferd ist zwar gewohnt der Erde höchste Regionen zu besuchen, verliert aber die Erde nie aus dem Gesichte, gleich den neumodischen Genies. Sobald nun also Reiter und Pferd

— verschwunden an dem Aetherbogen

in die scholastischen Wolken geriethen; o kehrte das edle Thier, gewohnt immer im

heitern Sonnenglanze zu schweben, hier aber von mephitischen Dünsten beynahe erstickt, kurz um, als hätte es Jupiters Wespe gestochen. Der Zitterträger spornte, das Pferd schnaubte und bäumte sich, und da der lustige Gesell ohnedies nicht recht fest schlofs, auch wohl in dieser neblichten Höhe ein wenig aus der Fassung gerieth; so ging es nahe beym Abwerfen her, und beide Theile waren froh, dafs sie wieder auf ebene Erde und von einander kamen. Der Zitterschläger soll aber etwas gallichter Natur gewesen seyn, und konnte es dem Flügelpferde nicht vergeben, dafs es ihn nicht hatte dahin tragen wollen wohin weder Pegasus noch die Zitterschläger gehören. Er streichelte das edle Thier, welches sich nichts Böses versah, schnitt ihm aber schnell einen Flügel ab, so dafs es sich nicht mehr von der Erde erheben konnte. Da spannte er nun seinen Pegasus theils

allein, theils wieder mit einem recht stölsigen Stiere, in den Karren seines Almanachs. Nachdem nun Pegasus zwey Jahre im Almanache gezogen hatte, ward er ganz fromm:

Der Koller legt sich mit den Jahren.

Das abgemattete Flügelpferd läfst sich nun von Schillern und Göthen zu allen niedrigen Arbeiten brauchen: denn man kann *jede Rippe* an ihm *zählen*, wie an der Natur in den deutschen Komödien *); und so schleppt hier dieser Pegasus, an eine Schleife gespannt, den Schillerschen Musen das Wasser zu ihrer Wäsche, aus *ihrer* Hippokrene, die versorgt wird durch das viele Wasser, was reichlich abfliefst von so manchen Elegieen in den Horen und im Musenalmanache, von der grofsen Menge Distichen und venetianischen Epigrammen nebst einigen Stanzen und

*) S. Musenalmanach für 1797. S. 298.

und Erzählungen. Die Xenien geben zwar auch Wasser genug, es ist aber allzuschmutzig und zu nichts zu gebrauchen.

* * *

Die Herren ärgerten sich im Voraus, dafs ich ihre Xenien

— mit langen *entsetzlichen* Noten *)

wieder herausgeben würde. Ob die Noten allzulang sind, will ich nicht die Herren, sondern ob sie allzulangweilig sind, die Leser fragen. Allenfalls wäre zu wünschen, es möchte die Herren *ein heilsames Entsetzen* antreten vor dem Bilde, welches ihnen hier so deutlich und so treffend nach der Natur vorgelegt wird; vielleicht könnte es zu ihrer poetischen Besserung etwas beytragen. Wäre nur ihren Worten zu trauen, so sollte

*) S. 250.

man vermuthen, sie wären seit kurzem von der Meinung zurückgekommen, dafs ihre Werke absolut vollkommen sind. Das möchte man schliefsen aus folgender

Einladung.

Glaubt ihr denn nicht, man könnte die
schwache Seite euch zeigen?
Thu es mit Laune, mit Geist, Freund,
und wir lachen zuerst *).

Dieser Einladung gemäfs, habe ich sie mit Laune und Geist nach Vermögen zu bedienen gesucht. Ists noch nicht genug? Soll ihre schwache Seite noch launiger gezeigt werden? Stoff wäre genug da; und an Fähigkeit? — Ey nun, ich würde mein Bestes thun, bis die Herren etwa ausriefen: *Sichst du nicht; wir lachen ja schon!*

Indefs will ich den Herren etwas im Vertrauen sagen. Blofs um ihre oder irgend anderer Leute schwache Seite zu zeigen,

*) S. 259.

wende ich weder Laune noch Lustigkeit noch Ernst an. Wenn nicht Nutzen für deutsche Wissenschaft und Kunst geschafft werden kann; so ists ein unwürdiges Bestreben, die schwachen Seiten der Dichter und Schriftsteller aus blofsem Muthwillen oder hämischer faunischer Freude auszuspähen und dem Gelächter blofs zu stellen. Noch niedriger ist der *büttelhafte* Sinn, der Andern *die Schultern und Rücken* *) zu entblöfsen trachtet, im Dünkel auf sie peitschen zu können, um sich an ihren Schmerzen zu weiden. Diefs war ehemals die Art *Klotzens*, der für die unangenehmen Stunden, welche er über den Tadel seiner Werke hatte, auch andern *unangenehme Stunden* machen wollte; diefs ist jetzt die Art der Xenien: die meinige war es nie und wird es nie werden.

*) S. 243. 259.

Die Herren meinten mir wehe zu thun, wenn sie folgendes von mir sagten; aber sie beurtheilten mich ganz recht, und sind einmal aus Irrthum auf dem rechten Wege gewesen; nur kamen sie freylich bald, wie es ihnen gar gewöhnlich ist, aus Weisheit wieder auf den unrechten Weg:

Die Weidtasche.

Reget sich was, gleich schiefst der Jäger; ihm
scheinet die Schöpfung,
Wie lebendig sie ist, nur für den Schnapp-
sack gemacht.

Gut! ich will ein Jäger seyn. Wenn aber weder schädliche Thiere zu vertilgen, noch ein Braten für den Tisch zu schiefsen ist, so verplatze ich mein Pulver nicht umsonst; wie diese Herren die nicht mit dem Gewehre umzugehen wissen, und entweder aus Muthwillen ins Blaue hinein, oder aus Ungeschicklichkeit in die Fenster, oder aus plum-

per hämischer Schadenfreude den Leuten Schroot in die Waden schiefsen. Das thut kein gewehrgerechter Jäger. Aber die Herren wissen überhaupt nicht was Jagd ist. Sie bilden sich ein, die Jagd wäre nur für den *Schnappsack* gemacht. Ach die armen Stubensitzer! Gerade der Jäger lernt

— die Schöpfung
wie lebendig sie ist,

am besten kennen. Er ist früh auf, mit der Morgensonne haucht er reine Luft ein; ist beständig in Thätigkeit, aufmerksam auf alles, sieht alles was sich regt, nicht um es zu schiefsen, sondern um es kennen zu lernen. — Der Jäger ist vorzüglich

— im Stand *die Natur im Grofsen* zu sehn.

Sicher führet sie selbst ihn zu Ideen empor *).

*) S. Musenalmanach für 1797. S. 158.

Die Herren mögen nur *den Herrn von Wildungen* fragen, welche Gesundheit des Körpers, welche Heiterkeit des Geistes, welchen Frohsinn, welche lebendige Empfindung das beständige Leben des Jägers in der schönen weiten Natur mit sich bringt. Das giebt ganz andere *Ideen*, als wenn man beständig in der Stube hockt, um an seinem Formtriebe oder an seiner Excellenz die Nägel zu kauen, dabey immer von Philistern träumt, immer sich nur in ein Paar kleinlichen elenden Ideen von seinem *Ich* und *Nicht-Ich* vertieft, und endlich sich lächerlicher Weise vermifst *das ganze Reich der Erscheinungen*, die ganze grofse Natur, in den elenden kleinen idealischen Schnappsack seines *Ich* stecken zu können.

Die Herren werden übrigens freundlich gebeten, ferner nicht so überunlustig, grämlich und *peevish* zu seyn; denn bey ihrer

so sehr kitzlichen Empfindlichkeit wird es ihnen gar nicht behagen, mit ihrem Bösethun vom Publikum ausgelacht zu werden. Ich habe sie nicht übervortheilt. Sie gaben mir *Unwahrheit*, ich ihnen *Wahrheit*; sie mir *poetische* — ja! wenn's noch poetische wären — *Grobheiten und Injurien*, ich gebe ihnen *prosaische gute Gründe* und Bemerkungen, *aus schlichtem gemeinen Verstande*. Sie gewinnen offenbar bey diesem Tausche. Weil ich nun ihre Grobheiten verachte und sie nichts auf mich wirken lasse, wollten sie deshalb meine Gründe verachten, und die gesunde Vernunft auch nichts auf sich wirken lassen? Pfui! das wäre ja *sklavisch* nachgeahmt. Sie sind ja Originale!

Aber wenns nur mit den Gründen und mit der Vernunft nicht zu spät ist! Die Herren welche in den Horen so feyerlich *Frieden* zu lieben versprachen, wollen im

Musenalmanache *Guerre ouverte* haben. Im Kriege gelten nicht Gründe, sondern Gewalt; und welche gewaltige Raufbolde diese Herren sind, ist ja weltbekannt! Ey nun,

Trau nicht auf deinen Tressenhut
Und auf die Klunker dran,
Ein grofses Maul es auch nicht thut,
Das lern' vom plumpen Mann,
Und von dem andern lerne wohl,
Wie man mit Ehren fechten soll!

Wenn die Herren aber doch durchaus Krieg haben wollen, so möchten sie wenigstens wohl bedenken, *wozu* und *wie* sie den Krieg führen wollten; denn ein Krieg, geführt man weifs nicht warum und man weifs nicht wie, pflegt ein schlechtes Ende zu nehmen. Es wäre ihnen wohlmeinend zu rathen, sich vor Dunkelheit, vor Gernwitz, vor Unedelmuth, vor Dünkel zu hüten; das sind sehr *schwache Seiten*, auf welchen zu ihrem

grofsen Schaden der Krieg sehr leicht in ihr eigenes Land gespielt werden könnte. Dienlicher würde es den Herren immer seyn, im Frieden zu leben, wie so mancher Dichter lebt, der wohl eben so gut ist wie sie. Die besten Mittel dazu würden seyn, sich um unbedeutende Dinge nicht zu bekümmern, sich selbst kennen zu lernen und zu prüfen, über eigenen Werth gerecht und bescheiden, und über fremden Werth billig und gerecht zu urtheilen, keine Art von wahrem Verdienst gering zu schäzen, die deutschen Leser nicht zu verachten, sondern vielmehr erst die mannichfaltigen in Deutschland verstreuten Kenntnifse kennen zu lernen und dann nach Würden zu ehren, nicht egoistisch zu denken und zu handeln, sondern Wohlwollen gegen sein Zeitalter zu haben, gegen Widerspruch nicht empfindlich zu werden, vielmehr die Meinungen Anderer reiflich zu überlegen und unparteyisch zu

würdigen, Rachsucht, besonders die kleinliche zu unterdrücken, blofs gute Gedichte und Prose zu schreiben, und unparteyisch aufzumerken ob sie etwa schlechter würden; wenn aber doch durchaus, zu eigenem Verbrauche, bey der langen Weile in Venedig, oder wenn's Liebchen nicht bey der Hand ist, oder wenn Mifsmuth und gekränkte Eitelkeit schwindlich macht, etwas mittelmäfsiges geschrieben werden müfste, es nicht drucken zu lassen. Mufs denn gleich alles gedruckt werden? Beschriebenes Papier, worauf mittelmäfsige Verse stehen, ist ja wohl sonst noch zu gebrauchen.

Den Herren würde es auch wahrscheinlich wohl bekommen, wenn sie ihre eigenen neuern Werke ein wenig aus den Händen legen, und einige Zeitlang blofs die besten Werke grofser Schriftsteller alter und neuer Zeiten fleifsig lesen wollten:

Du vereinigest jedes Talent das den Autor vollendet,
O entschliefse Dich, Freund, nichts als ein Leser zu seyn! *)

Durch solche nützliche Lektur würden die Herren von manchen Dingen andere Begriffe bekommen, und vermuthlich ihre allzuhohe Meinung von sich selbst ein wenig mäfsigen lernen. Wollen sie aber beständig sich für die Einzigen und Ersten halten, und dann durchaus *Guerre ouverte* haben, mit jeder Meinung über ihre Gedichte und Prose welche sich auf eigenes Gefühl und freye Überzeugung gründet, mit jedem Leser und Schriftsteller der seine Vernunft und Empfindung nicht unter dem blinden Glauben an Schiller und Göthe gefangen nehmen will; so werden sie freylich sehr lange, beynahe mit ganz Deutschland im offenen Kriege begriffen seyn.

*) S. 178.

Haben sie aber noch einigen Sinn für wahren eigenen Werth, noch einigen Sinn für den Werth und den Fortgang der deutschen Litteratur, welche sie so ungerechter Weise zu verachten affektiren; so möchten sie auch reiflich überlegen, welche Eindrücke eine offene Fehde, *so geführt* wie sie im Musenalmanache angefangen ist, auf Leute von Geist und Herz haben werde. Wenn Schriftsteller ferner einander aus blofser faunischer niedriger Schadenfreude verächtlich behandeln sollten; wenn sie ferner gute Sitten, Anstand, Billigkeit, Gerechtigkeit aus den Augen setzten; wenn eine jährliche Sammlung, deren Titel Gesänge der holden Musen verspricht, — die also unsern Geist zu erheben und unsere Phantasie zu veredeln Hofnung macht, — ferner in eine jährliche Sammlung von Ausbrüchen kindischer Eitelkeit und niedrigen Parteygeistes ausarten sollte, und

dabey aus der Sprache der guten Gesellschaft in den Ton des Pöbels hinabsänke· was sollte dann der gebildete Theil der deutschen Nation von der deutschen Litteratur denken? Würde ein solcher Ton unter den deutschen Gelehrten eingeführt; so würden Leute von Erziehung immer mehr den Umgang und die Verbindung mit Gelehrten meiden, welche auf die höhern Stände wirken könnten; denn alles Glänzende des Talents würde ihnen kein Ersatz für das Niedrige der Gesinnung und Aufführung scheinen. Was wären denn Wissenschaften und Künste werth, wenn sie nicht einmal die Ausbrüche ganz niedriger Leidenschaften zähmen lehrten, wodurch seelenlose Dummköpfe sich verächtlich machen? Was wäre das durch Poesie erhöhte Gefühl werth, wenn es nicht auch das Edle vom Unedlen sonderte? Sollten Xenien und faunische Stanzen für Werke deutscher Mu-

sen gelten, so würde ein deutscher Dichter zu heifsen, bey edeldenkenden Leuten für schimpflich geachtet werden.

Eben defswegen aber, glaube ich auch, würden die Herren, wofern sie ferner offnen Krieg *auf diese Art* führen wollten, ihn entweder allein oder nur mit dem litterarischen Pöbel führen; denn alle edle deutsche Gelehrte und Dichter würden sich für zu gut halten, um sich in Kämpfe einzulassen, wo die Gegner und die Art der Waffen gleich verächtlich seyn würden. Niemand würde die Pforten des Krieges öffnen wollen, innerhalb würde der hämische Groll, der gern Schaden thun möchte und nicht kann, ohnmächtig die Zähne knirschend in seine eigene Zunge beifsen:

Furor impius intus
Saeua sedens super arma, et centum
vinctus aënis

Post tergum nodis, fremet horridus ore cruento.

Was mich betrift, so lebe ich gern im Frieden so lange es irgend seyn kann; wenns aber seyn mufs, so wehre ich mich, und weifs dann warum und wie. Mit *Göthen* und *Schillern*, den grofsen Dichtern, habe ich keinen Krieg und kann keinen haben, denn ich ehre ihre Meisterwerke, die mir frohen Geistesgenufs gewähren. Sollten sie aber selbst schlechte Gedichte machen, oder, wie ich nachgerade beynahe glauben möchte, sollten ihnen ferner ein Paar liederliche Namensvettern im Musenalmanache allerhand Wechselbälge, *G.* und *S.* bezeichnet, unterschieben; so bin ich auch gar nicht gesonnen, mich defsfalls in Rüstung zu setzen. Wer wird über schlechte Gedichte offnen Krieg führen wollen? Das wäre ja ein Nachtmützenkrieg.

Aber freylich ist beständige natürliche *Guerre ouverte* zwischen Vernunft und Unvernunft, Geist und Langerweile, Witz und Unwitz, würdiger Schätzung seiner selbst und thörichtem Dünkel. So bin ich von je her im beständigen Kriege gewesen mit Aberglauben, Unsinn, Heucheley, formaler Unweisheit und allem was die gesunde Vernunft und die deutsche Litteratur verderbt; stelle mich auch, so alt ich bin, immer noch ins Vordertreffen, um die Rechte der gesunden Vernunft zu vertheidigen.

Quid verum atque decens, curo, et rogo, et omnis in hoc sum.

So lange ich in dieser Verfassung bleibe, fürchte ich nicht den Krieg der Unweisen, denn ich habe die Weisen auf meiner Seite.

Es könnte aber überhaupt das unnütze Dintenvergiefsen vielleicht dennoch leicht verhütet werden.

Die

Die Herren haben — ich weifs nicht wem — einen *guten Rath* gegeben, den ich wage auch ihnen zu geben. Wollten sie ihn annehmen, so wären die schönsten Friedenspräliminarien da:

Freunde, treibt nur alles mit Ernst und Liebe; die beiden
Stehen dem Deutschen so schön, den, ach! so vieles entstellt *).

Ernst und *Liebe* würden alles wiederherstellen, so wie *Futilität* und *Hafs* alles verdarben. Freylich, ohne *Selbsterkenntnifs* und *Selbstbeherrschung* wird das Mifsverhältnifs nicht können gehoben werden, woraus offner Krieg entstehen sollte; und sie müssen nicht blofs in Distichen *tönen*, sondern in der That *wirken*. Wer edel zu seyn verlangt, wird sicherer gehen, wenn er sich nicht einbildet er dürfe blofs *schön* seyn; sondern

*) S. Musenalmanach für 1797. S. 182.

darauf bedacht ist, dafs was er *thut* den edeln Mann zeige *). *Esse, non videri!* —

Es setzt allerdings einen sehr hohen Grad der Selbstbeherrschung voraus, guten Rath von jemand anzunehmen, den man im Taumel der Leidenschaft beleidigt hat, weil er die Wahrheit freymüthig sagte. Es würde bey dem der so handelte, allerdings Edelmuth im Herzen voraussetzen, den nur etwa unbedachtsame leidenschaftliche Laune unterdrückt hätte. Wenigstens ist doch der Wunsch jemand möge den höchsten Muth haben, seine Leidenschaften zu besiegen, den Muth *durch sein Herz zu siegen* *), keine Beleidigung. Sollte man sich so an jemand irren, so irrte man auf einem schönen Wege; aber die Selbstbeherrschung würde sich selbst belohnen:

*) S. Musenalmanach für 1797. S. 169.

— Es singen Dichter, es kämpfen
Kämpfer, der Läufer läuft, blickebeflügelt,
zum Ziel.
Aber zur innern Harfe, zum Spruch der
richtenden Seele
Und zum Kampfe, zum Lauf nach der
Vollkommenheit Kranz,
Darf es keiner Versammlung und keiner
Blicke: Du bist dir
Hörer und Harf' und Gesang, Läufer und
Richter und Ziel *).

*) S. Musenalmanach für 1796. S. 69.

Nachschrift zu S. 12, ff.

Es gereicht mir sehr zur Zufriedenheit, dafs Hr. *Kant* in der Vorrede seines neuesten wichtigen Werks: *Metaphysische Anfangsgründe der Rechtslehre*, (S. IX) mir namentlich darin Recht giebt: „dafs der Unfug „;den einige *Nachäffer der kritischen Philo-* „*sophie* mit den *Wörtern* stiften, die in der „*Kritik der reinen Vernunft* selbst nicht „wohl durch andere gangbare zu ersetzen „sind, sie auch *aufserhalb derselben zum* „*öffentlichen Gedankenverkehr* zu gebrauchen, „allerdings *gezüchtigt* zu werden verdient;“ und meine Rüge dieses grofsen Mifsbrauchs billigt. Er setzt zwar hinzu: „Ich würde „mich selbst bescheiden, kein Urtheil zu „haben über die gänzliche Entbehrung derselben *in ihrem eigenthümlichen Felde.*“ Ich habe aber wirklich darüber schon lange ein

Urtheil gehabt, welches ich hier um desto zuversichtlicher öffentlich bekenne, da es gerade *eben das Urtheil* ist, was dieser grofse Meister der spekulativen Philosophie (S. 5. dieser Vorrede) selbst fällt: „dafs eine Kritik des „Vernunftvermögens, so wie überhaupt jede „formale Metaphysik, nie *popular* werden „kann, — dafs da an keine Popularität „(*Volkssprache*) zu denken ist, sondern dafs „auf scholastische *Pünktlichkeit* (wenn sie „auch Peinlichkeit gescholten würde) ge„drungen werden mufs; denn es ist *Schul*„*sprache*.“ Dafs die Schulsprache in ihrem *eigenthümlichen Felde* nothwendig ist, und dafs daher spekulative Sätze mit der gröfsten *Pünktlichkeit* unter eigentlichen *Kennern der theoretischen Philosophie* ausgemacht werden müssen, bringt die Natur der Wissenschaft mit sich; und ich habe diefs auch, als ich von den Mifsbräuchen der spekula-

tiven Philosophie redete, ausdrücklich behauptet. Man sehe meine *R. B.* XI. Band. S. 181. 201. 234. 235. 246. 287. und an a. O. m. Herr *Kant* sagt (S. 6.) sehr richtig: „Das *Belachen* kann nur den *Mann*, nicht „die *Wissenschaft* treffen.“ Ich habe auch nur *Männer*, welche nämlich die theoretische Wissenschaft aufs menschliche Leben *falsch anwendeten*, belachenswerth geachtet, nicht die *Wissenschaft*. Ich sage (S. 298 des XIten Theils meiner *R. B.*) ausdrücklich: „An diesem Unfuge ist nicht die ächte spekulative „Philosophie schuld, sondern der Mifsbrauch „der mit ganz falscher Anwendung einer sehr „unächten getrieben wird.“

So wie aber, wenn es auf spekulative Philosophie ankommt, nur der Kenner derselben — und wo's nöthig ist — in pünktlichster Schulsprache mitdisputiren kann; so wird auch von der andern Seite, wenn zu untersuchen ist in wie fern

theoretische Spekulation auf das so mannichfaltige praktische menschliche Leben und auf Gegenstände der Erfahrung anzuwenden möglich und dienlich wäre, allerdings derjenige, welcher das menschliche Leben kennt, und Erfahrung von dessen verschiedenen Lagen hat, billig dabey vorzüglich eine Stimme haben müssen. Er wird sich auch mit dem spekulativen Philosophen, wenn derselbe mit der Welt nicht ganz unbekannt ist, und beide billig und wahrheitsliebend sind, bald über das Wesentliche vereinigen können.

Wenn aber irgend ein spekulativer und theoretischer Philosoph sich einbildet, die praktische Weltkenntnifs in Sachen der Erfahrung und des menschlichen Lebens führe nur zum *Meinen*, und sich daher erlaubt sie zu *verachten*, wenn er dagegen seine dürftige Theorie von diesen Gegenständen für *Wissen* hält; so ist er hierin so wenig ein ächter Philo-

soph als ein ächter Welt- und Menschenkenner. Mit unsern jungen theoretischen Philosophen sieht es in beiderley Absicht gewöhnlich sehr mifslich aus. Erfahrung und Kenntnifs des menschlichen Lebens können sie noch nicht haben, und um so weniger, jemehr sie schon in ihren zarten Jahren sich tief in abstrakte einseitige Spekulationen versenken, und die mannichfaltige wirkliche Welt der Erfahrung nicht kennen lernen mögen. In ihrer Spekulation aber ist auch gewöhnlich des *Wissens* gar wenig, sondern diese gedeiht mehrentheils nur zu einem sehr dürftigen *theoretischen Meinen*. Wenn sie denn, weil sie doch so gar weise sind, aus ihren Systemen in die wirkliche Welt, zu deren Verbesserung, herüber schiffen zu müssen meinen; so *steuren* sie mit ihrem Theorieruder ämsig nach allen Seiten des Compasses, ohne zu verstehen wie sie *Segel* aufsetzen sollen, kom-

men daher auch nicht von der Stelle: es wäre dann, dafs ihr Schiff *dem Strome ihrer Neigungen* folgte, welcher sie, wie es kommt, zu einer *neuen Religionswissenschaftslehre*, oder zu einer formalen *Kritik der französischen Konstitution*, oder zu einer *Universalhistorie a priori*, oder zur Bestimmung der *Gränzen des bürgerlichen Gehorsams*, oder allenfalls auch zu einem *Annihilationsakte* und zu *Xenien* herunter führt.

Ver

Verbesserungen.

S. 10. Z. 6. Nach dem Worte Erinnerungen, fehlt ein Komma.

S. 17. Z. 1. Nach dem Worte Gelehrten fehlt zu.

S. 27, Z. 6. statt denn lies dann.

S. 37. Z. 2. st. steifer l. steifer.

S. 48. Z. 4. von unten st. Pölitze l. Pölitz.

S. 50. letzte Zeile: st. Ihr l. Ihre.

S. 96. Z. 3. st. Göck l. Geck.

S. 77. in der Note: st. 4tes Stück l. xtes Stück.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Nicolai, Friedrich,

Anhang zu Friedrich Schillers Musen-Almanach für das Jahr 1797

Berlin [u.a.] [1797]
P.o.germ. 1011 n
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10115618-3
VD18 14723069-001